

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

132. Jg. 8./9. Februar 2025 / Nr. 6

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 2,00 Euro, 2063

„Ehrenmord“ befeuerte Integrations-Debatte



Vor 20 Jahren starb Hatun Sürücü: Ihre Familie tötete die junge Frau, weil sie einen westlichen Lebensstil pflegte. Seyran Ateş erinnert an den „Ehrenmord“, der die Integrations-Debatte befeuerte.

Seite 8 und 16

Gott steht auf der Seite der Leidenden

Zum Welttag der Kranken schreibt Papst Franziskus über das Geheimnis des Heils, das der Schmerz mit sich bringt. Er würdigt Menschen, die sich um Kranke kümmern.

Seite 31



Eine komplexe Aufgabe fürs Gehirn

Immer mehr Kinder haben Probleme, Schreiben zu lernen. Trotz aller Computertechnik ist es für das Gehirn wichtig, die Handschrift zu trainieren.

Seite 23



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Probleme mit Sprechen und Hören gab es seit Anbeginn der Menschheit. Kein Wunder, dass sich auch Jesus ihrer annimmt. Die Art und Weise, wie er den Taubstummen heilt (vgl. Mk 7,31), fällt gegenüber anderen großen Taten, etwa dem wunderbaren Fischfang (Seite 10), aus dem Rahmen. Jesus weiß, wie wichtig Zunge und Ohr fürs Leben sind.

Letzteres erlaubt mehr als das bloße Aufnehmen von Worten. Im „Zuhören“ ermöglicht es eine intensive aktive Zuwendung. Seine Bedeutung hat Christoph Busch erfahren: Der Fotograf und preisgekrönte Autor von Drehbüchern und Hörspielen mietete an einer Hamburger U-Bahn-Haltestelle einen leerstehenden Kiosk, um Ideen zu sammeln. Daraus wurde ein „Zuhör-Kiosk“ (Seite 5).

Schon nach wenigen Tagen ließ Busch den Laptop daheim und „war nur noch ganz Ohr“. Er entdeckte einen „riesigen Bedarf“. Mit 30 Freiwilligen betreut er mittlerweile in verschiedenen Städten „Zuhör-Kioske“, die Katholiken vielleicht an eine ähnliche Einrichtung in ihren Kirchen erinnern. Laut Busch verlassen die Leute den Kiosk alle ein bisschen glücklicher – „und das tut gut“.

Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur



Geteiltes Leben, erlebter Glaube

Ulrrike Purrer, die in Königsbrunn bei Augsburg zur Schule ging, leitet in der kolumbianischen Stadt Tumaco das Jugendzentrum „Centro Afro“. Sie teilt ihr Leben mit den Armen und erfährt, wie inmitten einer von Kriminalität geprägten Umgebung der Glaube schützt – nach innen und außen.

Seite 2/3



Foto: Adveniat/Mareille Landau

ALS MISSIONARIN IN KOLUMBIEN

Ein Leben wie die Armen

Glaube trotz Kriminalität: Ulrike Purrer leitet ein Zentrum für junge Leute

AUGSBURG – In Kolumbien, einem der Schwerpunktländer der Adveniat-Aktion 2024, leitet die deutsche Theologin Ulrike Purrer das Jugendzentrum „Centro Afro“ in der Stadt Tumaco. Dort leben viele Afrokolumbianer. Im Exklusiv-Interview berichtet sie von ihrer Arbeit in einer von Gewalt geprägten Umgebung.

Frau Purrer, Sie haben vor 13 Jahren das „Centro Afro“ aufgebaut. Wie kam es dazu?

Damals waren die Comboni-Missionare schon vor Ort und hatten in diesem Stadtviertel mit pastoraler Arbeit begonnen. Dabei haben sie festgestellt: Mehr als eine Kapelle braucht es einen Mehrzweckort, wo vor allem die jungen Menschen ihre Freizeit verbringen können. Es sollte ein Ort des Glaubens sein, aber ganz gezielt für die Kinder und Jugendlichen.

Daher war es ursprünglich die Initiative der Comboni-Missionare, dieses Centro Afro zu bauen. Als dann die vier Wände standen, stellten sie fest, dass sie jemanden brauchen, der sich in Vollzeit darum kümmert, es mit Leben zu füllen. So wurde in einer Ausschreibung ein Sozialarbeiter gesucht: Aber als ich mich auf die Stelle beworben habe, haben sie mich als Theologin auch genommen. Es ging darum, mich als Missionarin und Entwicklungshelferin ganz in den Dienst des Aufbaus dieses Jugendzentrums zu stellen.

Als ich dann dort hinkam, wusste ich, mit wem ich zusammenarbeite, ich hatte Ansprechpartner. Natürlich habe ich am Anfang ganz viel von den Comboni-Missionaren gelernt, die sich vor Ort schon wunderbar auskannten. Sie haben mir diesen Raum zur Verfügung gestellt und gesagt:



▲ Kinder und Jugendliche in Tumaco wachsen in Armut, mit keiner guten Gesundheitsversorgung und in der Gefahr einer omnipräsenten Gewalt auf. Pläne für das Leben zu machen, ist den meisten unbekannt. Fotos: Adveniat/Mareille Landau (2)

So, jetzt mach was draus. Ich bekam ganz wenig Vorgaben.

Es gab also einen Ort, unfassbar viele Kinder und Jugendliche, ansonsten kaum finanzielle Mittel. Da durfte ich mit ganz viel Kreativität mit den Kindern und Jugendlichen und der Nachbarschaft etwas entwickeln. So ging das los – und dann ist ganz viel entstanden.

Wie sieht gewöhnlich der Alltag der Jugendlichen in Tumaco aus?

◀ Ulrike Purrer hat während ihres Heimaturlaubs unsere Redaktion besucht.

Foto: U. Schwab

Die Not der Jugendlichen hat sich in den letzten Jahren nur partiell verändert. Sie besteht einerseits aus einer finanziellen Not. Es gibt wirklich große, auch strukturelle Armut, weil Tumaco so weit weg von den Zentren des Landes ist. Kolumbien ist ja durchaus kein armes Land. Es gibt moderne Universitäten und Krankenhäuser – in den großen Städten. Aber nicht so weit ab vom Schuss an der Pazifikküste.

Deshalb haben die Jugendlichen keine gute Gesundheitsversorgung und müssen mit einer ganz schlechten Infrastruktur zurechtkommen. Wir leben alle in Holzhäusern ohne fließendes Wasser, ohne Abwassersystem. Dazu kommt für die Jugendlichen das schlechte Bildungssystem. Man kann zwar in Tumaco zur Schule gehen, wenn man das möchte. Aber das Bildungsniveau ist sehr niedrig. Es ist ein riesiges Durcheinander, auch die Lehrer selber kommen nicht jeden Tag.

Dazu kommt die Gewalt. Das macht es so wahnsinnig herausfordernd. Selbst wer in Tumaco den

Schulabschluss schafft, hat es total schwer, danach zu studieren, an die Uni zu kommen. Berufsausbildungen – das gibt's nicht in Tumaco. Also fragen sich die jungen Leute: Was soll das alles? Ein geplantes Lebensprojekt ist ihnen aus ihren Familien unbekannt.

Viele Mädels werden daher sehr jung schwanger, und viele Jungs treten in eine bewaffnete Gruppe ein. Die Gewalt ist omnipräsent und natürlich eine Bedrohung, aber gleichzeitig auch eine Versuchung. Die Jugendlichen sagen: Wenn ich sowieso in so einem gewaltintensiven Kontext leben muss, kann ich mich auch einer der bewaffneten Gruppen anschließen. Dann bin ich wenigstens selber bewaffnet – und kann damit vielleicht auch Geld verdienen, mit Erpressung oder mit dem Drogenhandel. Das ist ein Fass ohne Boden.

Wie unterstützen Sie im Centro Afro die jungen Menschen, damit sie nicht in die Fänge der Bandenkriminalität geraten und sich ein eigenes Leben aufbauen können?

Das Centro Afro ist ein Ort, an dem sich die Jugendlichen sicher fühlen können und selber Verantwortung übernehmen dürfen. Unser Ansatz war von Anfang an ganz niederschwellig. Ich hatte schnell das Gefühl, dass klare Vorgaben und Regeln unsere Jugendlichen überfordern.

Vielmehr muss man ihnen das Gefühl geben, dass sie mitgestalten dürfen, dass sie auch Entscheidungen treffen dürfen. Am Anfang habe ich auch viele Fehler gemacht, weil ich dachte, ich will den jungen Leuten etwas anbieten. So habe ich eine Bibliothek gegründet.

Ich bin in der DDR großgeworden und habe immer gedacht, ich werde nie rauskommen, aber die Bücher eröffnen mir Welten. Mein Eindruck war, auch die Jugendlichen in Tumaco werden nie rauskommen, und über die Bücher könnten wir ihnen einen Horizont eröffnen. Große Fehlinvestition! Das kam überhaupt nicht an.

Daraus habe ich aber gelernt. Ich sagte mir: Okay, Uli, es geht hier nicht um deine Ideen, es geht darum, wirklich zuzuhören und mit den Jugendlichen zusammen etwas zu entwickeln. Das war dann der Weg, den wir 13 Jahre lang miteinander gegangen sind – bis jetzt.

So sind eine Zirkus- und eine Hip-Hop-Gruppe entstanden, wir haben eine inzwischen fast schon professionelle Tanzgruppe. Dass die Jugendlichen von Anfang an gemerkt haben, sie können hier Protagonisten sein, war der Schlüssel zum Erfolg.

Welche Rolle spielt der christliche Glaube im Centro Afro?

Ich glaube, dass er eine ganz große Rolle spielt – nach innen und nach außen. Nach außen schützt uns die Tatsache, dass wir ein katholisches Jugendzentrum sind. Denn die bewaffneten Gruppen respektieren uns, weil wir „katholische Kirche“ sind. Es werden viele Menschen ermordet. Aber der politische Preis wäre schon deutlich höher, so eine Pseudo-Nonne aus Deutschland zu erschießen. Auch die Guerrilleros kommen immer wieder zu uns und wollen ihre Kinder bei uns taufen lassen. Das ermöglicht uns tolle Gespräche.

Nach innen, für die Jugendlichen selber, für ihr Leben ist der Glaube ganz wichtig. Weil wir in der Katechese auch einen sehr befreienden Glauben vermitteln. Dieser Jesus von Nazareth hat sich an die Seite der Armen, Ausgestoßenen und Stimmlosen gestellt. Und er ist eben nicht altersschwach gestorben, sondern er ist ermordet worden. Er ist vom System damals ans Kreuz geschlagen und ermordet worden – wie so viele Menschenrechtsverteidiger heute. Da gibt es einen emotionalen An-



▲ Die Missionarin (Dritte von rechts) lebt in dem Stadtviertel, in dem sie arbeitet. Ihrer Erfahrung nach lernt sie dadurch von den Menschen viel für den Alltag in Tumaco.

knüpfungspunkt, und so stärkt der Glaube die Jugendlichen auch in ihrem Lebensweg und macht sie mutiger. Er gibt ihnen auch Kriterien für wichtige Entscheidungen an die Hand. Das erlebe ich sehr konkret.

Wie viele Jugendliche erreichen Sie im Centro Afro?

Normalerweise haben wir ungefähr 120 Kinder und Jugendliche im Programm. Aber an denen hängen dann immer noch ganz viele Geschwister, das zieht also viel weitere Kreise. Die 120 sind fast jeden Tag da. Sie gehören fest zu unseren Gruppen und nehmen an den Workshops teil. Sie leben alle bei uns im Stadtviertel.

Dieses Viertel ist ein Armenviertel – und Sie selbst leben in einem Holzhaus, verzichten auf Privilegien, die Mitarbeiter von Hilfsorganisation anderswo haben. Warum?

Ich glaube, dass man viel näher an den Menschen dran sein kann, wenn man das Leben mit ihnen teilt.

Und nicht wie in einem Job morgens um acht ins Jugendzentrum kommt und nachmittags um fünf wieder geht. Deswegen war von Anfang an der Ansatz: Ich lebe im Stadtviertel, genauso wie die anderen Menschen. Wir stehen miteinander an, wenn es Wasser gibt. Oder wir liegen alle nachts, wenn es Schießereien gibt, unterm Bett – und das verbindet uns.

Ich lerne dadurch auch sehr viel von den Menschen in meinem Umfeld. Das hilft mir auch, in der Arbeit möglichst wenig Fehler zu machen. Weil das Leben schon sehr anders ist und es im Alltag viele ungeschriebene Spielregeln gibt.

Ich finde, es hat auch etwas mit Glaubwürdigkeit zu tun. Zu sagen: Ich bin Missionarin, ich bin Entwicklungshelferin, aber ich führe so ein anderes Leben als die Menschen, um die es mir geht – das möchte ich nicht. Und trotzdem bin ich ja sehr privilegiert, weil ich einen deutschen Pass und eine vernünftige Krankenversicherung besitze und mir dieses Leben selbst ausgesucht habe.

Sie haben als Kind mit der Familie einige Jahre in Königsbrunn bei Augsburg gelebt, wo Sie zur Schule gingen und Abitur machten. Wie halten Sie Kontakt zur Heimat?

Ich habe immer noch gute Freunde in Königsbrunn, aus Schulzeiten. Wir waren nicht nur Schulkollegen, sondern haben zusammen in der Jugendgruppe jahrelang auch Jugendarbeit gemacht. Da sind wirklich sehr enge Kontakte entstanden. Jedes Mal, wenn ich auf Heimaturlaub komme – normalerweise alle drei Jahre –, bin ich immer auch ein paar Tage da.

Es gab zuletzt auch im Zusammenhang mit der Adveniat-Kampagne viele Veranstaltungen im Bistum Augsburg, bei denen es Gelegenheit zu Treffen gab. Aber auch vor drei Jahren haben wir schon einmal in der Pfarrei in Königsbrunn einen Kolumbien-Nachmittag organisiert – mit diesen alten Bekannten.

Würden Sie sagen, wir Christen in Deutschland könnten von den jungen Leuten in Tumaco etwas lernen?

Auf jeden Fall. Ich glaube schon, dass die zwei Jungs, die zur Adveniat-Aktion mit hier waren, eine tolle Botschaft für deutsche Jugendliche an den Schulen übergebracht haben. Sie haben gezeigt, dass man trotz aussichtsloser Situation einen sehr mutigen und überzeugten Weg des Glaubens gehen kann.

Die Jungs hätten ein gutes Recht, zu sagen: Ich kämpfe nur für mich und für mein Überleben. Aber sie engagieren sich fünf Tage die Woche im Jugendzentrum für andere. Da, denke ich, können wir uns echt was abgucken. Interview: Ulrich Schwab

Information

zur Arbeit im Centro Afro im Internet unter www.adveniat.de/centro-afro.

Hintergrund

Kein Ende der Gewalt

Kolumbien kommt nicht zur Ruhe. Bei Kämpfen zwischen Rebellen Gruppen sind im Norden des Landes Ende Januar mindestens 16 Menschen getötet worden. Darunter seien auch Minderjährige, erklärte die Militärführung in der Region Norte de Santander laut der Tageszeitung „El Tiempo“. Damit kamen seit Beginn der Gewalt wenige Tage vorher mehr als 100 Menschen ums Leben, rund 30 000 Bewohner sind geflohen.

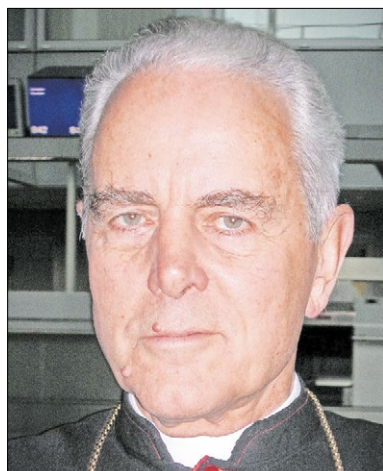
Die noch aktive ELN-Guerilla und Splittergruppen der ehemaligen Farc-Rebellen kämpfen um die Kontrolle der Region Catatumbo. Das Gebiet an der

Grenze zu Venezuela gilt als wichtige Route für den Drogenschmuggel. Kolumbiens Regierung hat den Ausnahmezustand verhängt und rund 9000 Soldaten in die Region entsandt. Laut Militär sind mindestens noch 25 000 Menschen in der umkämpften Region eingeschlossen. Es handelt sich um die schwersten Kämpfe in Kolumbien seit Jahren.

Präsident Gustavo Petro setzte nach der Gewalt die Friedensverhandlungen mit der ELN aus. Er warf den Rebellen „Kriegsverbrechen“ vor und sprach von einem „Massaker an der wehrlosen Zivilbevölkerung“. Damit

haben auch seine Bemühungen um eine Befriedung des Bürgerkriegslandes einen herben Rückschlag erlitten. Der Linkspolitiker Petro hatte bei Amtsantritt vor zweieinhalb Jahren einen „umfassenden Frieden“ versprochen und Gespräche mit allen bewaffneten Gruppen angekündigt. Bei dem seit den 1960er Jahren andauernden Bürgerkrieg in Kolumbien zwischen staatlichen Kräften, linken Guerillagruppen und rechten Paramilitärs sind mehr als 260 000 Menschen getötet und etwa sieben Millionen vertrieben worden. Etwa 80 000 Kolumbianer gelten als vermisst. epd

Kurz und wichtig



Williamson verstorben

Der Holocaust-Leugner und frühere Bischof der Piusbruderschaft, Richard Williamson, ist tot. Der Brite starb vorige Woche im Alter von 84 Jahren in einem britischen Krankenhaus. Williamson leugnete seit Ende der 1980er Jahre wiederholt den Holocaust und bezeichnete ihn als eine Erfindung der Juden. Nachdem er in einem 2009 ausgestrahlten TV-Interview erneut den Massenmord in Gaskammern bestritten hatte, verursachte dies einen Vatikan-Skandal und weltweit scharfe Reaktionen, weil Papst Benedikt XVI. kurz zuvor die Exkommunikation von Bischöfen der Piusbruderschaft aufgehoben hatte.

Anderer Name

Die französische Abbé-Pierre-Stiftung hat ihren Namen in „Fondation pour le Logement des Défavorisés“ (Stiftung für die Unterbringung von benachteiligten Personen) umgewandelt. „Die Entscheidung, unseren Namen zu ändern, ist schwierig und stellt einen wichtigen Schritt in unserer Geschichte dar“, sagte der Generaldelegierte der Stiftung, Christophe Robert. Die Namensänderung ist Folge der Missbrauchsvorwürfe gegen den 2007 verstorbenen „Armenpriester“ Frankreichs, Abbé Pierre.

ZdK-Austritt

Nach scharfer Kritik des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) an der Migrationspolitik der Union hat die frühere CDU-Vorsitzende Annegret Kramp-Karrenbauer ihre Mitgliedschaft im ZdK beendet. Ihren Rücktritt begründete die Politikerin mit der Haltung der ZdK-Präsidentin Irme Stetter-Karp zur aktuellen Migrationspolitik. Sie sehe für eine weitere Mitarbeit keine Grundlage. Kramp-Karrenbauer war seit vielen Jahren ZdK-Mitglied und zuletzt Sprecherin des Sachbereichs „Nachhaltige Entwicklung und globale Verantwortung“.

Freiwillig und bewusst

Eine Organspende muss aus Sicht der katholischen Bischöfe weiterhin freiwillig und bewusst erklärt sein. Eine Widerspruchslösung, wie sie zuletzt erneut von Abgeordneten mehrerer Parteien in den Bundestag eingebracht worden war, könne „je nach Ausgestaltung für Angehörige, die gerade schicksalhaft und unvermittelt ein Familienmitglied verloren haben, ein erhebliches Trauma darstellen“, erklärte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Georg Bätzing.

Literatur-Influencer

Der Kölner Antiquar und Social-Media-Star Klaus Willbrand ist tot. Er starb weniger als ein Jahr nach Beginn seiner digitalen Karriere im Alter von 83 Jahren. Willbrand wurde 2024 durch seine kurzen Videos auf Instagram und TikTok sehr bekannt, in denen er über die Großen der Literatur wie Franz Kafka, Thomas Mann und James Joyce sprach (*wir berichteten* in Nr. 44). Laut seiner Digitalberaterin Daria Razumovych ist Willbrand in einem Krankenhaus in seiner Heimatstadt Köln „friedlich eingeschlafen“. Er hatte zuletzt 100 000 Follower auf Instagram und 40 000 auf TikTok.

„AUSSERGEWÖHNLICHE PERSÖNLICHKEIT“

Trauer um Horst Köhler

Kirchen und Politik würdigen ehemaligen Bundespräsidenten

BERLIN (KNA) – Vertreter von Kirchen und Politik haben an die Verdienste des verstorbenen früheren Bundespräsidenten Horst Köhler erinnert. Die Stadt Ludwigsburg, wo seine Familie 1957 eine neue Heimat gefunden hatte, ordnete Trauerbeflaggung an und ließ ein Kondolenzbuch auslegen.

Auch an den Amtssitzen des Bundespräsidenten konnten Bürger sich in ein Kondolenzbuch eintragen: Von Montag bis Mittwoch lagen im Schloss Bellevue in Berlin und in der Villa Hammerschmidt in Bonn Kondolenzbücher aus.

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Georg Bätzing, würdigte den früheren Bundespräsidenten als Brückenbauer in verschiedenen Zusammenhängen. Köhler sei ein visionärer Staatsmann gewesen. Zudem habe er „wie kaum ein anderer Brücken zwischen den Kontinenten gebaut“.

Die Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Bischöfin Kirsten Fehrs, hob Köhlers „unbestechlichen Gerechtigkeitssinn“ und seine „beeindruckende Weitsicht“ hervor. Die Nächstenliebe sei dem Ökonomen auch im politischen Handeln „eine klare Leitplanke“ gewesen.

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier betonte, sein Amtsvor-



▲ Horst Köhler war von 2004 bis 2010 deutscher Bundespräsident. Foto: KNA

gänger habe ein Bild von Deutschland als „Land der Ideen“ geprägt, und er werde als „Glücksfall für unser Land“ in Erinnerung bleiben. Köhlers Zugewandtheit, Energie und Kreativität hätten ihn „viele Herzen gewinnen lassen“, nachdem er sich schon vor seiner Amtszeit als Direktor des Internationalen Währungsfonds verdient gemacht habe.

Bundestagspräsidentin Bärbel Bas erklärte, Köhler sei „ein Präsident für alle Menschen, die hier leben“ gewesen.



Im Einsatz für Kinderrechte

ROM – Papst Franziskus hat zum Ende eines Internationalen Gipfels für Kinderrechte im Vatikan ein Schreiben zum Thema angekündigt. Er wolle „einen den Kindern gewidmeten Brief vorbereiten, vielleicht ein Apostolisches Schreiben“, sagte der Papst nach seinen Dankesworten am Montag-nachmittag. Er dankte den Anwesenden, dass sie „Kinder nicht als Zahlen, sondern als Gesichter“ betrachtet hätten. Anschließend unterschrieben Franziskus, Königin Rania von Jordanien (im Bild) und weitere Teilnehmer einen Appell mit acht Punkten, der auch beim G20-Gipfel in Südafrika im November verlesen werden soll. Darin rufen Vertreter aus Gesellschaft, Politik und Religion zur Stärkung von Kinderrechten auf. Text/Foto: KNA

Neu und interaktiv

„Kirchenatlas“ zeigt Unterschiede bei Kirche und Religion

BONN/HANNOVER (KNA) – Taufen, Trauungen, Bestattungen und vieles mehr: Ein neuer interaktiver „Ökumenischer Kirchenatlas“ bietet ab sofort detaillierte Zahlen zur Entwicklung der evangelischen und der katholischen Kirche in Deutschland.

Interessierte finden unter www.oekumenischer-kirchenatlas.de bis auf die Ebene der Stadt- und Land-

kreise umfangreiche Statistiken über die Kirchenmitgliedschaft und die Nutzung kirchlicher Angebote.

Ganz neu ist dabei der Blick auf die Ehekonstellationen: Wo heiraten vor allem Katholiken oder Protestanten untereinander? Wo heiraten sie über Konfessionsgrenzen hinweg und wo konfessionslose Partner?

Die Daten basieren auf der Ende 2023 veröffentlichten sechsten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung.

ERFOLGSREZEPT AUS HAMBURG

„Ich war nur noch ganz Ohr“

Der „Zuhör-Kiosk“ von Drehbuchautor Christoph Busch findet erste Nachahmer

HAMBURG – Seit sechs Jahren betreibt Drehbuchautor Christoph Busch den „Zuhör-Kiosk“ in einer Hamburger U-Bahn-Haltestelle. Das Modell hat Schule gemacht und ist in Zeiten großer Einsamkeit sehr gefragt. Busch hat in den Jahren einiges gelernt.

Vor sieben Jahren mietete Busch aus einem Impuls heraus einen leerstehenden Kiosk in der Hamburger U-Bahn-Haltestelle Emilienstraße. Gedacht war der vier Meter lange und zwei Meter breite Raum eigentlich als Schreibklausur – obwohl er genau das Gegenteil eines einsamen Refugiums darstellt. Denn der Kiosk steht mitten auf dem Bahnsteig, zwischen zwei Schienen. Täglich kommen Tausende von Menschen vorbei.

Busch wollte im grünen Häuschen sitzen und sich durch das geschäftige Treiben für Drehbücher oder Hörspiele inspirieren lassen, und ab und zu mal jemandem zuhören. „Geschichten sammeln, sie aufschreiben“, sagt der Autor. Also hängte er ein Schild auf, mit einem großen Ohr und dem Text: „Ich höre Ihnen zu. Jetzt gleich oder ein anderes Mal.“ Kostenlos. Seine Idee traf auf Begeisterung, denn „heute hört einem ja keiner mehr zu“, sagten einige Leute.



▲ Autor Christoph Busch vor seinem „Zuhör-Kiosk“ im Hamburger U-Bahnhof Emilienstraße.

Foto: KNA

Das Leben erzählen

„Aber die Menschen traten nicht in den Kiosk, um Geschichten, sondern um ganze Leben zu erzählen“, fährt Busch fort. Rasch wurde ihm klar, hier würde er nicht zum Schreiben kommen. „Schon nach wenigen Tagen ließ ich meinen Laptop zu Hause und war nur noch ganz Ohr.“ Er fühlte sich in die Geschichten der Menschen hinein.

Die Begegnungen und der Austausch mit unterschiedlichsten Menschen freuten Busch. Gleichzeitig wurde dem mittlerweile 78-jährigen bewusst, wie bitter nötig viele Menschen einen Ort wie diesen haben. Der ehemalige Kiosk besteht fast ausschließlich aus Fenstern, aber die Erzählenden sitzen in einer Ecke, wo sie sich geschützt fühlen. „Anfangs wurde ich ständig gefragt: Sind Sie Pastor oder Psychologe?“

Er reagiere unvoreingenommen, sagt Busch, wie ein alter Freund – aber wie ein fremder Freund, den man nicht wiedersehen müsse. Die-

se Kombination aus Anonymität und Vertrautheit sei genau das, was viele brauchen. So komme es immer wieder vor, dass im Zuhör-Kiosk Geschichten zum allerersten Mal erzählt werden. Andere dagegen wurden im eigenen Freundeskreis bereits so oft erzählt, „dass sie niemand mehr hören will, also kommen sie zu mir“.

In der Regel sind es eher traurige, manchmal tragische Geschichten, die Busch sich anhört. Oft sind es ältere Menschen, die das Gespräch suchen, doch längst nicht nur. „Es gibt ganz allgemein einen riesigen Bedarf an Zwischenmenschlichkeit.“

Unglück aus der Kindheit

Er habe in diesen Jahren gelernt, dass das Unglück oft aus der Kindheit komme. „Und wenn die Menschen dann erwachsen sind, sind sie bis zum Rest des Lebens damit beschäftigt, es aufzuarbeiten.“ Bei be-

sonders schwerwiegenden Fällen rät er den Betroffenen, psychologische Unterstützung in Betracht zu ziehen.

Täglich habe er sechs Stunden dagesessen, erinnert sich Busch, und nach einem halben Jahr war ihm klar: Dieses Projekt kann man nicht abbrechen. Er wollte es jedoch nicht allein weiterzuführen. Also holte er andere ehrenamtliche Zuhörer dazu. Seither ist deren Zahl stets gewachsen. Heute sind es um die 30 Freiwillige, die sich die „Sprechstunden“ tageweise aufteilen. Und es gibt nun auch Zuhör-Kioske in München, Berlin und Neustadt in Holstein – und einen zweiten in Hamburg.

Unzählige Stunden also hat Busch bis heute zugehört. Und hat festgestellt, „dass man eigentlich jede Geschichte aufs Geld herunterbrechen kann“. Damit will er sagen: „Bei ganz vielen Problemen wäre das Geld die Lösung.“ Einsamkeit zum Beispiel – dass Einsamkeit oft mit Geld zu tun hat, das werde ver-

gessen. „Wenn du kein Geld hast, kannst du nicht aus dem Haus gehen“, erläutert er. „Du kannst in den Wald, aber nicht ins Theater oder Kino oder ins Restaurant.“

Busch räumt ein, natürlich gebe es neben finanziellen Problemen auch psychologische. Nichtsdestotrotz, auch wenn sich jemand entscheide, zum Psychologen zu gehen: „Diejenigen, die Geld haben, kaufen sich den besten. Diejenigen, die kein Geld haben, warten ein Dreivierteljahr auf einen Therapieplatz.“

Ein bisschen glücklicher

In den ehemaligen Kiosk kommen auch Menschen ohne Geld. „Wir laden sie auf einen Kaffee ein“, sagt Busch. Ob Kaffeetrinken oder Geschichtenerzählen: Die Besucher verlassen den Zuhör-Kiosk in der Regel ein bisschen glücklicher – „und das tut gut“.

Camilla Landbö (KNA)



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Februar

Für Berufungen zum Priestertum und Ordensleben

Beten wir, dass die kirchliche Gemeinschaft das Verlangen und die Zweifel junger Menschen aufnimmt, die den Ruf zum Dienst in der Sendung Christi im Priestertum und Ordensleben spüren.



PAPST-FILM GEPLANT

Franziskus besucht Cinecittà-Filmstudios

ROM (KNA) – Papst Franziskus besucht die berühmten römischen Filmstudios Cinecittà. Am 17. Februar trifft er dort im Rahmen des Programms zum Heiligen Jahr Menschen aus Kunst und Kultur. In den Studios wurden auch Filme über Päpste gedreht.

Der 88-jährige Franziskus ist Liebhaber von Italiens klassischem Nachkriegskino. Werke von Roberto Rossellini und Federico Fellini zählen zu den Lieblingsfilmen des Papstes. Als Kind und Jugendlicher sah er mit seiner Familie häufig in einem Kino italienische Filme.

Auch Franziskus' Leben soll bald verfilmt werden. Im Dezember erwarb die italienische Produktionsfirma „Lucky Red“ die Rechte für die 2024 erschienene Papst-Autobiografie „Life“. Der Drehort dafür ist bislang nicht bekannt.

In den Cinecittà-Studios produzierten Rossellini und Fellini einige ihrer Filme. Auch Klassiker wie „Ben Hur“ und „Quo vadis?“ entstanden in den Studios im Südosten Roms. Ebenso wurden dort Teile des kürzlich veröffentlichten Papstwahl-Films „Konklave“ gedreht.

Die vielen Gefahren der KI

Vatikan: Mensch trägt bei Künstlicher Intelligenz immer die Verantwortung

ROM (KNA) – Künstliche Intelligenz – KI – ist zum meist diskutierten Thema der Informationstechnologie geworden. Neben den Chancen werden oft auch Bedenken betont. Nun hat der Vatikan ethische Grundsätze und Leitlinien veröffentlicht.

In einer jetzt bekanntgegebenen „Note“ wird davor gewarnt, menschliche Verantwortung an die KI abzugeben. Neben großen Potenzialen für Fortschritt und Wohlstand berge die Künstliche Intelligenz wie jedes von Menschen erdachte Werkzeug erhebliche Risiken und Möglichkeiten zum Missbrauch.

Das Dokument mit dem Titel „Antiqua et nova“ (Mit alter und neuer Weisheit) wird verantwortet von der vatikanischen Glaubensbehörde unter Kardinal Víctor Manuel Fernández sowie von der Behörde für Kultur und Bildung unter Kardinal José Tolentino Kardinal Calaça de Mendonça. Es wendet sich an einzelne Nutzer von KI ebenso wie an Familien, Unternehmen, Institutionen, Regierungen und internationale Organisationen. Auf allen Ebenen gehe es darum, KI im Sinne des Allgemeinwohls zu nutzen.

Ausdrücklich betont der Vatikan in dem Text, dass die Kirche den

Fortschritt in Wissenschaft und Technik begrüßt und sie als „Mitwirken mit Gott an der Vervollkommenheit der Schöpfung“ sieht. Dies gelte auch für die KI, die „in manchen Gebieten menschliche Fähigkeiten sogar übertreffen“ könne.

Unterstrichen wird aber auch: „Da die KI (...) bestimmte Entscheidungen selbstständig trifft, wobei sie sich an neue Situationen anpasst und von ihren Programmierern nicht vorhergesehene Lösungen bietet, ergeben sich erhebliche Probleme der ethischen Verantwortung und Sicherheit, die sich auf die gesamte Gesellschaft auswirken.“

Der Einfluss der KI sei in vielen Bereichen spürbar, etwa in Bildung, Arbeit, Kunst, Gesundheit, Recht, Krieg und internationalen Beziehungen. Da sie rasant voranschreitet, sei „von entscheidender Bedeutung, ihre anthropologischen und ethischen Implikationen abzuwägen“.

In den vergangenen Monaten hatte Papst Franziskus bei mehreren Gelegenheiten über Chancen und Risiken der KI gesprochen. Von den Gesetzgebern forderte er Schritte zur ethischen Eingrenzung. So müsse etwa im Krieg die Entscheidung über das Töten von Menschen immer bei Menschen und nicht bei Maschinen liegen.

Bei der grundsätzlichen Einordnung erklärt der Vatikan, KI sei zwar lernfähig, ihr fehle aber die existenzielle Dimension der körperlichen Erfahrung und persönlichen Entwicklung. Sie könne keine Beziehungen eingehen und erkenne nicht die Wahrheit oder das Gute.

Wer menschliche Intelligenz zu sehr mit den Fähigkeiten der KI gleichsetze, laufe Gefahr, eine rein funktionale Sicht zu entwickeln. Der Mensch würde dann nur noch nach dem beurteilt, was er leisten kann. Seine Würde basiere aber darauf, dass er Abbild Gottes ist. Diese Würde gelte auch für Ungeborene und für alte und leidende Menschen.

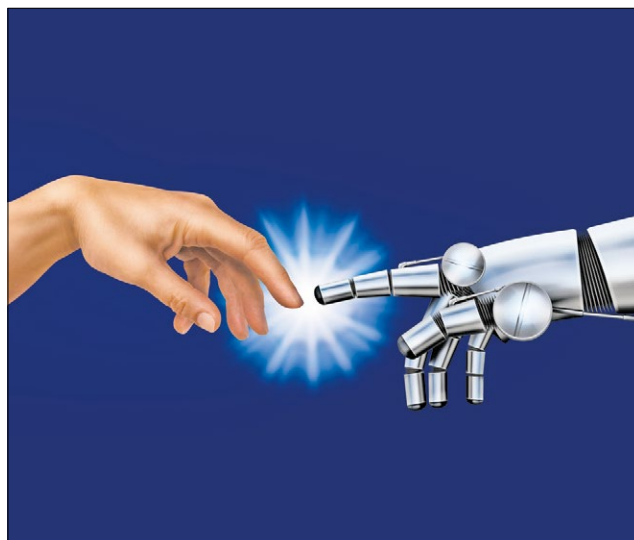
In dem Text heißt es, die Kirche begrüße technologische Fortschritte, widersetze sich aber Anwendungen, die eine Bedrohung für die Unverletzlichkeit des menschlichen Lebens und der menschlichen Würde darstellen. Diese Sorge teile die Kirche mit vielen Wissenschaftlern.

Allgemeinwohl als Pflicht

Das Prinzip der menschlichen Verantwortung wird im Dokument unterstrichen. Wer KI nützt, um Entscheidungen zu treffen, bleibe in jeder Phase letztverantwortlich. Wegen der enormen Lernfähigkeit von KI sei es wichtig, darauf zu achten, dass sie immer dem Menschen und dem Allgemeinwohl diene. Sie dürfe nicht genutzt werden, Ungerechtigkeiten und Diskriminierungen zu verschärfen. Dass KI derzeit von wenigen Unternehmen beherrscht und kontrolliert werde, sei Anlass zu erheblichen Sorgen, zumal KI die Manipulation und die Beeinflussung demokratischer Prozesse erleichtere.

Auch für die Entwicklung der Kinder berge KI erhebliche Gefahren, heißt es in dem Papier. Wenn sie nicht mehr von Menschen, sondern von Maschinen lernten, würden menschliche Beziehungen und Empathie zu kurz kommen.

Ludwig Ring-Eifel



◀ Die Schöpfung des Roboters – motivisch angelehnt an Michelangelos berühmtes Gemälde von der Erschaffung Adams. Die ethische Dimension der Künstlichen Intelligenz bereitet den Vatikanexperten derzeit großes Kopfzerbrechen.

Foto: Imago/Zoonar

DIE WELT



MILLIONEN-ANSTURM

Zum Palatin statt ins Kolosseum

Annett Schrank, Touristenführerin in Rom, wünscht sich mehr Qualität statt Masse

ROM (KNA) – Annett Schrank ist fasziniert von Rom, doch der Massentourismus macht das Leben in der Ewigen Stadt immer schwieriger. Als Stadtführerin versucht sie, Alternativen zu schaffen – und ihre Gelassenheit nicht zu verlieren.

Die 45-Jährige liebt ihre Stadt: „Ich mag das Chaos, das Laute, die Herzlichkeit morgens in der Bar beim Espresso“, sagt die Römerin, die ursprünglich aus Glauchau in Sachsen kommt. Schrank lebt nun seit fast 20 Jahren – der Liebe wegen – in Italien. Als „Deutsche Römerin“ bietet sie Stadtführungen für deutschsprachige Touristen an. Trotz ihres Berufs hadert sie mit dem Massentourismus in der Ewigen Stadt: „Ich wünsche mir mehr Qualität statt Masse.“

Schon 2023 hat Rom seinen eigenen Rekord gebrochen: 35 Millionen Touristen besuchten die Stadt – oder muss man sagen: hetzten durch sie hindurch und an Sehenswürdigkeiten vorbei? Denn tatsächlich staut es sich längst allorten. Christian R. aus Köln wollte im Spätsommer etwa die Vatikanischen Museen mit der Sixtinischen Kapelle besuchen: „Das war absurd. Die Museumsmitarbeiter haben die Menschen durch die Kapelle gescheucht.“

Über der Höchstgrenze

Der erhoffte Kunst- und Kulturgenuß der meisten Touristen leidet. Und offenbar auch Angestellte der Vatikanischen Museen, die vor Kurzem den Aufstand probten. Sie drohten ihrem Dienstherrn, dem Vatikanstaat, mit einer Sammelklage und bemängelten schlechte Arbeitsbedingungen. Unter anderem gehört dazu, so der Vorwurf, dass die Höchstgrenze von täglich 24 000 Besuchern in den Museen um Tausende Menschen überschritten werde.



▲ Die Engelsburg gehört bei vielen Rom-Besuchern zu den Highlights. Fotos: KNA

Für Annett Schrank bedeutet dieser Massenandrang, dass sie sich immer früher um Eintrittskarten für „ihre“ Touristen bemühen muss. Für Sehenswürdigkeiten müssen Tickets meist Monate im Voraus gebucht werden, besonders bei den Vatikanischen Museen sei es eine „Katastrophe“, sagt die 45-Jährige. Zwei Monate lang im vorigen Jahr hat sie sich stündlich einen Wecker gestellt – auch nachts –, um an Eintrittskarten zu kommen. Dennoch sagt Schrank tapfer: „Es ist ein Kampf um Tickets, aber man gewöhnt sich daran.“

Medienberichten zufolge verzeichnen die Museen jährlich rund sechs Millionen Eintritte und sind damit in der Kategorie Museen weiterhin der Spitzenreiter in Italien. Das mit Abstand meistbesuchte Ziel in Rom war 2023 aber das Kolosseum mit 12,3 Millionen zahlenden Besuchern.

Auch die Touren der „Deutschen Römerin“ kommen in der Regel nicht ohne diese Highlights aus. „Die Museen und das Kolosseum sind mit Abstand das am meisten Gefragte“, berichtet die Stadtführerin.

Als sie partout nicht mehr an Eintrittskarten für das Kolosseum herankam, bot sie stattdessen eine Antike-Tour an, samt Forum Romanum und Palatinhügel. „Das lief gut“, freut sie sich.

Wollen volles Programm

„Wir versuchen, den Touristen Alternativ-Touren schmackhaft zu machen, aber das funktioniert häufig auch nicht“, erklärt sie. Denn wer nach Rom kommt, will meist das volle Programm.

Die Stadt ächzt unter dem Ansturm, die Stadtverwaltung erwog bereits Gebühren für den populären Trevi-Brunnen. Schrank hält von dem Vorschlag nichts, der Trevi-Brunnen gehöre zum Stadtbild dazu. Aber sie findet: „Man muss teils härter durchgreifen, die Menschen erziehen.“

Sie glaubt, die Beziehung der Römer zu den Touristen bleibe eine Hass-Liebe: Einerseits leben viele der Einwohner Roms von den Touristen, andererseits bringen diese die Probleme mit, unter denen auch die

Einheimischen auf Mallorca oder in Barcelona leiden: Lärm, Müll, Stress. „Es ist voll, alles ist sehr schnell. Als Familie wird man mehr oder weniger aus der Stadt verdrängt“, sagt Schrank. Besser wird es absehbar nicht. Roms Bürgermeister Roberto Gualtieri teilte mit, Rom habe 2024 50 Millionen Übernachtungen verzeichnet. Schrank beobachtet derweil, dass es auch für die Besucher immer gehetzter wird.

„Die Leute arbeiten viel, sind gestresst, und fahren dann schnell zwei, drei Tage irgendwohin“, sagt die Unternehmerin. Sie wünscht sich, dass Menschen weniger kurzfristig, viel und billig verreisen, dafür mit mehr Zeit und Qualitätsbewusstsein.

Auf das „Giubileo“, das von Papst Franziskus an Weihnachten eröffnete Heilige Jahr, blickte sie noch vor Kurzem gelassen. „Wir lassen es mal auf uns zukommen“, sagt die Stadtführerin. Denn das schätzt sie auch an der Lebensart der Italiener: Nicht sich heute schon den Kopf zerbrechen über das, was kommen könnte. „Wenn ein Problem da ist, kann ich es immer noch lösen.“

Hannah Schmitz



▲ Annett Schrank lebt seit fast 20 Jahren in Rom und führt dort Touristen.

Aus meiner Sicht ...



Seyran Ateş ist Rechtsanwältin, Menschenrechtsaktivistin sowie Mitbegründerin der liberalen Ibn-Rushd-Goethe-Moschee in Berlin.

Seyran Ateş

Die „Ehre“ hinter dem Ehrenmord

Kein anderer Ehrenmord hat Deutschland so sehr bewegt wie der vor 20 Jahren an Hatun Sürücü. Keine Geschichte einer zwangsverheirateten Frau hat Medien, Politik und Zivilgesellschaft so sehr aufgerüttelt. Gut, dass sie uns in Erinnerung bleibt. Traurig aber, dass die Namen und Geschichten vieler anderer Opfer unerwähnt bleiben und in Vergessenheit geraten. Vor allem hätten es alle verdient, dass das Thema gebührend besprochen und allen von Ehrenmord bedrohten Frauen und Männern adäquat geholfen wird.

Ich empfinde es als besonders traurig, dass bis heute lieber mit viel Energie über den Begriff Ehrenmord diskutiert wird, als die mörderische Tradition sowie das Frauen- und

Männerbild dahinter endlich wirkungsvoller zu bekämpfen. Ein Mord könne kein Bestandteil von Ehre sein, sagen große Teile deutscher Feministinnen und Politikerinnen, und halten sich an den Begriff Femizid. Dabei blenden sie aus, dass der Ehrbegriff in Kreisen, in denen Frauen wie Hatun Sürücü den Tod „verdienen“, ein anderer ist als der Ehrbegriff, der sich inzwischen in Europa und dem demokratischen Westen verbreitet hat. Auch Männer können Opfer von Ehrenmord sein. Dies wird mehrheitlich komplett ausgeblendet. Insbesondere homosexuelle Söhne sind davon bedroht.

Einer der Brüder von Hatun Sürücü wurde für die Tat bestraft. Nachdem er seine

Jugendstrafe abgesessen hat, lebt er inzwischen unbehelligt in der Türkei. Zwei Brüder wurden freigesprochen. Wer aus der Türkei stammt, aus einem muslimischen Land, aus einer traditionellen Familie, zuckt zusammen, wenn ein Familienoberhaupt, die Mutter oder der Bruder davon spricht, dass „die Ehre der Familie“ auf dem Spiel steht.

Der Begriff Ehre hat im deutschen Kontext einen anderen Stellenwert. Dem muss endlich Rechnung getragen und eine intensivere Aufklärungs- und Präventionsarbeit betrieben werden. Denn aus Angst, im Namen der Ehre getötet zu werden, unterwerfen sich noch immer unzählige Frauen und Männer einem unfreien Leben.



Wolfgang Thielmann ist evangelischer Pastor und Journalist.

Wolfgang Thielmann

Die besten Waffen drohen nur

Wir reden nicht mehr von „Rüstungskonzernen“, schon gar nicht mehr mit einem Beigeschmack, so wie noch vor einigen Jahren. Auch in Kirchen waren sie personifizierte Feindbilder: Firmen, die mit dem Töten Geld verdienen. „Rüstung tötet schon jetzt“, behauptete eine kirchliche Friedensinitiative.

Mit dem russischen Überfall auf die Ukraine hat sich das Bild gewandelt. Der grüne Wirtschafts- und Verteidigungspolitiker Sebastian Schäfer aus Esslingen forderte vor kurzem ausdrücklich Planungssicherheit für Rüstungsunternehmen, um langfristig Kapazitäten aufbauen zu können. Vor allem in Bayern und Baden-Württemberg ist das Thema von Belang. Denn die aufstrebende

Waffenproduktion soll die Probleme der schwächelnden Autoindustrie auffangen. Und Panzer- und Schiffsmotoren müssen keinen Kohlendioxidvorgaben genügen.

Nun soll auch die militärische Forschung einen Schub bekommen, damit Deutschland die besten Waffen einsetzen kann. Im Internet lässt sich auch schon eine neue Waffenfaszination ausmachen, als ob es um ein Computerspiel mit anderen Mitteln ginge.

Die politischen Stimmen sind richtig. Solange das Grundgesetz Verteidigung und eine Armee vorsieht, darf Waffenproduktion nicht unter Verdacht gestellt werden. Und militärische und zivile Forschung können einander nützen. Der Kunststoff PTFE, den man als

„Teflon“ kennt, oder feuersicheres Aramid für Pilotenanzüge sind bekannte Beispiele dafür.

Aber es muss nüchtern zugehen. Waffen sollen effizient töten, verletzen und zerstören, das darf niemand aus den Augen verlieren. Mit dieser Fähigkeit sollen sie vor allem abschrecken. Die besten Waffen sind die, die gut funktionieren, aber nur zur Drohung eingesetzt werden. Und in gar keinem Fall darf aus der Waffenbegeisterung Kriegsbegeisterung hervorgehen. Diejenigen, die Waffen und Kriegsführung entwickeln, brauchen eine besondere ethische Sensibilität. Die Kirchen sollten sich schnellstens bemühen, ihr Vertrauen zu gewinnen, um ihnen Gewissensbildung anbieten zu können.



Romana Kröling ist Redakteurin unserer Zeitung.

Romana Kröling

Aufs Bauchgefühl hören

In meinem letzten Meinungsbeitrag, der an dieser Stelle veröffentlicht wurde, kritisierte ich die fast schon standardmäßige Untersuchung Ungeborener mittels Pränataltest auf genetische Auffälligkeiten wie Down-Syndrom. Das Thema Pränataldiagnostik ist somit für diesen Kommentar tabu – eigentlich! Doch neue, überaus erfreuliche Umstände gewähren mir einen noch tieferen Einblick in die Thematik. Kurzum: Ich bin schwanger.

Bereits der erste Besuch bei der Frauenärztin war ernüchternd. Da ich kurz zuvor das 35. Lebensjahr vollendet hatte, bin ich eine Risikoschwangere. Ein halbes Jahr früher und ich hätte nun wohl nicht viel zu berichten, da die Schwangerschaftsvorsorge vermut-

lich ebenso unaufgeregt vonstatten gegangen wäre wie bei meinem ersten Kind.

Nun aber empfahl mir die Ärztin, einen Bluttest zur Bestimmung genetischer Auffälligkeiten vornehmen zu lassen. Zu welchem Zweck, wenn es sich doch nicht ändern lässt? – Um eine Entscheidung über den Verlauf der Schwangerschaft treffen zu können. Klartext: um über eine Abtreibung nachzudenken. Mein entschiedenes Nein nahm die Ärztin kopfschüttelnd zur Kenntnis.

Thema erledigt – dachte ich. Beim nächsten Termin kam sie wieder auf mein „Recht“ zu sprechen, einen solchen Test durchführen zu lassen. Inzwischen doch leicht verunsichert, ließ ich mich wenigstens zu einem

feindiagnostischen Ultraschall überreden. Auch dies ist eine Untersuchung, die die gesetzliche Krankenkasse bei Risikoschwangere übernimmt. Wenn es etwas umsonst gibt, kann ein Schwabe einfach schwer Nein sagen.

Mit leicht schlechtem Gewissen, dem sowieso bereits überlasteten Klinikpersonal zusätzliche Arbeit zu machen, vereinbarte ich einen Termin in der Schwangerenambulanz – und siehe da, alles unauffällig. Den Rest der Schwangerschaft kann ich nun wieder aufhören, mir Sorgen zu machen. Hätte ich von Anfang an auf mein Bauchgefühl gehört, wäre das auch einfacher gegangen. Aber wenigstens kenne ich jetzt das Geschlecht meines Kindes.

Leserbriefe



▲ Die Feldherrnhalle in München war 1923 Schauplatz des Hitlerputschs.

Auch Tilly wird dort geehrt

Zu „Hingesehen“ in Nr. 2:

Mit uneingeschränkter Aufmerksamkeit las ich, die Feldherrnhalle in München sei ein „herausgehobenes Baukunstwerk“ und als „Denkmal für die Bayerische Armee errichtet“ worden. Leider fehlt ein Hinweis darauf, dass dort die beiden Feldherren Tilly und Wrede mit Statuen öffentlich geehrt werden. Graf Johann von Tilly eroberte am 20. Mai 1631 Magdeburg. Bei der Erstürmung, den anschließenden Gewaltexzessen und Bränden verloren über 20 000 Bürger ihr Leben.

1812 begann Napoleon seinen Feldzug gegen Russland. Das Königreich Bayern kam seinen Verpflichtungen nach und leistete Waffenhilfe. 32 000 bayerische Soldaten überschritten unter der Führung von General Carl Philipp von Wrede den Grenzfluss Memel. Von den 32 000, die den Fluss überschritten, konnte General Wrede

am 1. Januar 1813 noch ganze 4000 Mann zählen.

Und noch eine Bemerkung zur kollektiven Erinnerung: Am 9. November 1923 wurde der Hitler-Ludendorff-Putsch („Marsch auf die Feldherrnhalle“) durch die bayerische Polizei verhindert. Eine Bodenplatte erinnert an jene vier Polizisten, die die junge Republik verteidigten und von Kugeln niedergestreckt wurden.

Zu guter Letzt ein Lichtblick: Anfang Februar 1943, nach der Katastrophe von Stalingrad, brachten Hans Scholl, Alexander Schmorell und Willi Graf von der „Weißen Rose“ an der Feldherrnhalle diese Parolen an: „Freiheit“, „Hitler Massenmörder“ und „Nieder mit Hitler“. Schließlich hinterließen sie an dieser NS-„Weihstätte“ ein mit roter Ölfarbe durchgestrichenes Hakenkreuz.

Jakob Knab, 87600 Kaufbeuren



▲ Die Zerstörung Magdeburgs durch die Truppen Johann von Tillys 1631 (hier dargestellt auf einem Kupferstich von 1632) resultierte in einem Massaker. 20 000 Menschen starben. Der Volksmund sprach von der „Magdeburger Hochzeit“. Foto: gem

Das erste Recht

Zu „Könige für Kinderrechte“ in einem Teil der Ausgabe Nr. 2 bzw. zum Besuch der Sternsinger beim Bundespräsidenten:

Natürlich, Kinder brauchen Rechte – weltweit. Das erste Recht wäre, geboren zu werden, wenn man schon mal gezeugt wurde. Davon hat man in keiner Publikation gelesen. Tabu? Und man darf gespannt sein, ob Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier ein Gesetz unterzeichnet, mit dem einem ungeborenen Kind in den ersten zwölf Wochen seiner Existenz das Lebensrecht entzogen werden kann, wie es die Rest-Ampelregierung noch plant.

Wilhelm Köpf, 86609 Donauwörth



▲ Am Dreikönigstag besuchten Sternsinger aus dem Bistum Augsburg Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier in seinem Berliner Amtssitz Schloss Bellevue. Foto: KNA



▲ Unser Leser war jahrzehntelang in der Forstwirtschaft tätig. Symbolbild: gem

Nicht angeschlagen zur Arbeit

Zu „Ein Volk von Blaumachern“ (Aus meiner Sicht ...) in Nr. 3:

In „grünen“ Berufen wie der Land- und Forstwirtschaft, die teils von schweren, gefährvollen Arbeiten geprägt sind, bleiben Unfälle nicht aus: etwa bei der Waldarbeit oder beim Umgang mit Gerätschaften wie Motorsägen, Sensen und dergleichen. Da gibt es leichte und mittelschwere Verletzungen, gequetschte Hände, eingeklemmte Füße oder Schnittverletzungen bei Fällungsarbeiten.

Auch Insekten sind so eine Sache. Wer in den Verdacht gerät, sich bei der Waldarbeit FSME oder Borreliose eingehandelt zu haben, muss dies auskurieren. Sonst könnten körperliche Schäden zurückbleiben. Meine eigenen Erfahrungen aus 49 Jahren Forstwirtschaft sagen mir, dass man hier keinesfalls von „Blaumachen“ reden kann.

Es gilt, Unfälle zu vermeiden. Auch Leichtsinn spielt manchmal eine Rolle. Dazu gehört, krank zur Arbeit zu gehen: Geht man angeschlagen seiner Tätigkeit nach, setzt man sich dem Risiko aus, Fehler zu machen oder andere anzustecken. Auch können leichte Infekte zu einem Problem werden, wenn man sie verschleppt.

Peter Eisenmann, 68647 Biblis

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Frohe Botschaft

Fünfter Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr C

Erste Lesung

Jes 6,1–2a.3–8

Im Todesjahr des Königs Usíja, da sah ich den Herrn auf einem hohen und erhabenen Thron sitzen und die Säume seines Gewandes füllten den Tempel aus. Sérafim standen über ihm.

Und einer rief dem anderen zu und sagte: Heilig, heilig, heilig ist der HERR der Heerscharen. Erfüllt ist die ganze Erde von seiner Herrlichkeit.

Und es erbebt die Türzapfen in den Schwellen vor der Stimme des Rufenden und das Haus füllte sich mit Rauch.

Da sagte ich: Weh mir, denn ich bin verloren. Denn ein Mann unreiner Lippen bin ich und mitten in einem Volk unreiner Lippen wohne ich, denn den König, den HERRN der Heerscharen, haben meine Augen gesehen.

Da flog einer der Sérafim zu mir und in seiner Hand war eine glühende Kohle, die er mit einer Zange vom Altar genommen hatte. Er berührte damit meinen Mund und sagte: Siehe, dies hat deine Lippen berührt, so ist deine Schuld gewichen und deine Sünde gesühnt.

Da hörte ich die Stimme des Herrn, der sagte: Wen soll ich senden? Wer wird für uns gehen? Ich sagte: Hier bin ich, sende mich!

Zweite Lesung

1 Kor 15,1–11

Ich erinnere euch, Schwestern und Brüder, an das Evangelium, das ich euch verkündet habe. Ihr habt es angenommen; es ist der Grund, auf dem ihr steht. Durch dieses Evangelium werdet ihr gerettet werden, wenn ihr festhaltet an dem Wort, das ich euch verkündet habe, es sei denn, ihr hättet den Glauben unüberlegt angenommen.

Denn vor allem habe ich euch überliefert, was auch ich empfangen habe: Christus ist für unsere Sünden gestorben, gemäß der Schrift, und ist begraben worden. Er ist am dritten Tag auferweckt worden, gemäß der Schrift, und erschien dem Kephas, dann den Zwölf.

Danach erschien er mehr als fünfhundert Brüdern zugleich; die meisten von ihnen sind noch am Leben, einige sind entschlafen. Danach erschien er dem Jakobus, dann allen

Aposteln. Zuletzt erschien er auch mir, gleichsam der Missgeburt.

Denn ich bin der Geringste von den Aposteln; ich bin nicht wert, Apostel genannt zu werden, weil ich die Kirche Gottes verfolgt habe. Doch durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und sein gnädiges Handeln an mir ist nicht ohne Wirkung geblieben. Mehr als sie alle habe ich mich abgemüht – nicht ich, sondern die Gnade Gottes zusammen mit mir. Ob nun ich verkünde oder die anderen: Das ist unsere Botschaft und das ist der Glaube, den ihr angenommen habt.

Evangelium

Lk 5,1–11

In jener Zeit, als die Volksmenge Jesus bedrängte und das Wort Gottes hören wollte, da stand er am See Gennésaret und sah zwei Boote am See liegen. Die Fischer waren aus ihnen ausgestiegen und wuschen ihre Netze. Jesus stieg in eines der Boote, das dem Simon gehörte, und bat ihn, ein Stück weit vom Land wegzufahren. Dann setzte er sich und lehrte das Volk vom Boot aus.

Als er seine Rede beendet hatte, sagte er zu Simon: Fahr hinaus, wo es tief ist, und werft eure Netze zum Fang aus! Simon antwortete ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Doch auf dein Wort hin werde ich die Netze auswerfen.

Das taten sie und sie fingen eine große Menge Fische; ihre Netze aber drohten zu reißen. Und sie gaben ihren Gefährten im anderen Boot ein Zeichen, sie sollten kommen und ihnen helfen. Sie kamen und füllten beide Boote, so dass sie fast versanken.

Als Simon Petrus das sah, fiel er Jesus zu Füßen und sagte: Geh weg von mir; denn ich bin ein sündiger Mensch, Herr! Denn Schrecken hatte ihn und alle seine Begleiter ergriffen über den Fang der Fische, den sie gemacht hatten; ebenso auch Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, die mit Simon zusammenarbeiteten.

Da sagte Jesus zu Simon: Fürchte dich nicht! Von jetzt an wirst du Menschen fangen.

Und sie zogen die Boote an Land, verließen alles und folgten ihm nach.

Gedanken zum Sonntag

„Geh weg, denn ich bin ein Sünder“

Zum Evangelium – von Pater Klaus Schäfer SAC



Vinzenz Pallotti (1795 bis 1850) starb vor 175 Jahren. Er war ein römischer Priester und Gründer der „Vereinigung des Katholi-

schen Apostolats“ (Unione Apostolatus Catholici, UAC), aus der die Ordensgemeinschaft der Pallottiner (Societas Apostolatus Catholici, SAC) hervorging.

Vinzenz Pallotti galt schon zu Lebzeiten als der „Heilige Roms“. Von ihm sind die Tagebücher und seine zahlreichen Briefe erhalten. Liest man in seinen Schriften, dann vermag man es kaum zu glauben, dass so ein Heiliger Folgendes von

sich schreibt: „Ich bin nichts und Sünde.“

Gott hingegen beschrieb Vinzenz Pallotti als die „unendliche Liebe“. So ist es nicht verwunderlich, dass eine seiner Schriften den Titel „Gott, die unendliche Liebe“ trägt. Dieses kleine Werk ist noch heute im Buchhandel erhältlich. Darin beschreibt Vinzenz Pallotti, wie er Gott als diese grenzenlose Liebe erlebte und dass er diese unendlich lieben wollte. Dementsprechend finden sich in seinen Tagebüchern nicht nur einzelne mathematische Unendlichkeitszeichen ∞ , sondern zuweilen auch eine ganze Aneinanderkettung von $\infty \infty \infty \infty \infty \infty \infty$. Einmal unendlich schien Vinzenz Pallotti zu wenig, um seine Liebe zu dieser unendlichen Liebe zum Ausdruck zu bringen.

Ob nun das „Geh weg, denn ich bin ein Sünder!“ eines Petrus oder das „Ich bin nichts und Sünde“ eines Vinzenz Pallotti – es handelt sich in beiden Fällen um eine Selbsterkenntnis angesichts dieses gnädigen und liebevollen Gottes, der in Jesus Christus die Inkarnation von reiner Liebe ist. „Und wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat: Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“ (1 Joh 4,16).

In beiden Aussagen geht es um eine Beziehung zu Gott. Obwohl Petrus Jesus dreimal verleugnet hat (Mk 14) – worin die volle Sündhaftigkeit des Petrus zum Ausdruck kommt –, hielt Petrus an seiner Liebe zu Jesus unbeirrt fest: „Ja, Herr, du weißt, dass ich dich liebe“ (Joh 21,15). Obwohl sich Vinzenz Pal-

lotti selbst nur als einen sündigen Menschen sah, liebte er Gott unendlich.

Damit führen uns zwei Heilige als Beispiel vor Augen, dass trotz unserer menschlichen Sündhaftigkeit dieser Liebe zu Gott nichts im Wege steht. Im Grunde ist es unsere Antwort auf Gottes Liebe zu uns Menschen. Er hat uns als seine Kinder angenommen. Daher gab uns Jesus auch ein Gebet, in dem wir Gott als unseren Vater ansprechen dürfen. Dies sollte nicht nur ein gedankenloses Lippenbekenntnis, sondern mit echtem Glauben erfüllt sein, der bei uns in eine liebevolle Beziehung zu Gott mündet. Dann haben auch wir uns trotz unserer Sündhaftigkeit in die Reihen der Heiligen eingereiht, die Gott aus ganzem Herzen lieben.



Benjamin West († 1820): Jesajas Lippen werden mit Feuer gesalbt (Ausschnitt), Bob Jones University Museum & Gallery, Greenville, South Carolina.
Foto: gem

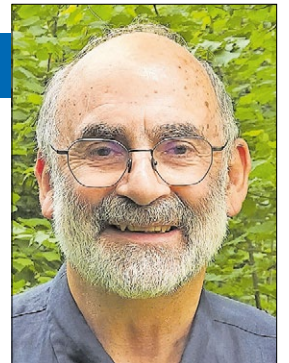
Gebet der Woche

Barmherziger Gott,
in unserer Schwachheit
suchen wir bei dir Hilfe und Schutz.
Höre auf die Fürsprache
der jungfräulichen Gottesmutter Maria,
die du vor der Erbschuld bewahrt hast,
und heile uns von aller Krankheit
des Leibes und der Seele.
Darum bitten wir durch Jesus Christus.

*Tagesgebet am Gedenktag Unserer Lieben Frau
in Lourdes am 11. Februar*

Glaube im Alltag

von Bernhard Rößner



Der Glanz ist weg, nüchterner ist es inzwischen geworden. Jedes Jahr ergeht es mir so, jetzt, in den Wochen nach der Weihnachtszeit, scheint die Alltagswelt um uns herum wie „entzaubert“. Die vielen Lichter in Gärten und Häusern, unlängst fast Ausdruck einer gestaltungsoffenen Privatliturgie, sind längst abgenommen, die letzten tapferen Reste nach „Mariä Lichtmess“ endgültig passé. Der Alltagsbetrieb hat sich wieder anders ausgerichtet, auf das sogenannte Tagesgeschehen mit seinen Dringlichkeiten und manchen Krisenzeichen in unserer Welt. Eine gewisse Leere bleibt fühlbar zurück. Fasching greift hier zu kurz.

Eigentlich hat sich ja gar nichts verändert, auch vorher war die Welt, wie sie ist. Doch gewandelt hat sich der Blick, ein Perspektivenwechsel ist erfolgt, durch den wir anders auf sie schauen. Das „Weihnachtschristentum“ ist terminlich ausgeplant, aber mit seinem Schwinden haben wir einen den Alltag übergreifenden, oft noch gemeinsamen und hoffnungsvollen Lichtpunkt aus den Augen verloren, der seinen Schein in unsere Wirklichkeit geworfen hat, sie gleichsam zu „verzaubern“ vermochte. Und das fehlt jetzt.

Keine Sorge, ich rede keiner spirituellen Fluchtbewegung das Wort, gar naiver „Vertröstung“, vielmehr liegt eine menschliche Sehnsucht bloß, in der starke Handlungsimpulse wurzeln. Es geht um die große Hoffnung auf eine heilbare Welt, vorweggenommen und vergegenwärtigt in unserem Glaubensleben und seinen Festen, fragmentarisch erkennbar noch in manchen säkularisierten Brechungen und Heilsversprechungen. Sich weiter dem Geheimnis des liebenden Gottes aussetzen, der un-

sere Nähe
sucht,
Mensch
geworden
ist, das
kann – ganz nach Kalender – wirklich vorbei sein?

Das Weihnachtslicht möge in das neue Jahr hineinstrahlen – so oder so ähnlich formulieren wir häufig in Grußkarten. Wie lässt es sich erhalten, transformieren? Einfach dadurch, dass wir die alltägliche Welt, das, was an jedem Tag geschieht, immer wieder aus dem Weihnachtsgeheimnis sehen, die erfahrene göttliche Zuwendung und Liebe zu teilen versuchen. Inkarnation geht auch durch uns weiter ...

Von dem deutschen Dichter Novalis (1772 bis 1801) stammt das bekannte Fragment: „Jeder geliebte Gegenstand ist der Mittelpunkt eines Paradieses“ (Blüthenstaub, 1798). Man könnte diesen Satz erweiternd vielleicht so verstehen: Dort, wo mit Liebe etwas in Beziehung genommen wird, nicht nur ein Gegenstand, vor allem Menschen, wo Liebe also spürbar wird, da entstehen Bruchstücke einer „geheilten“ Welt, ganz individuell und auf unsere eigenen Lebenskreise bezogen. Zumindest für wertvolle Augenblicke.

Das gesamte Kirchenjahr, das mit dem Advent beginnt, hält diese Tiefendimension unserer Wirklichkeit wach, akzentuiert, weitet sie. Dabei eröffnen sich für uns auch zahlreiche persönliche Gelegenheiten, ab und an ein kleines „Paradies“ in einer stets krisenhaften Welt aufscheinen zu lassen. Etwas echten und realen „Zauber“, woraus wir Kraft für unsere täglichen Herausforderungen schöpfen – bald schon in österlichem Licht.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 1. Woche, fünfte Woche im Jahreskreis

Sonntag – 9. Februar

Fünfter Sonntag im Jahreskreis

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, fs (grün); 1. Les: Jes 6,1–2a.3–8, APs: Ps 138,1–2b.2c–3.4–5.7c–8, 2. Les: 1 Kor 15,1–11 (oder 15,3–8.11), Ev: Lk 5,1–11

Montag – 10. Februar

Hl. Scholastika, Jungfrau

Messe von der hl. Scholastika (weiß); Les: Gen 1,1–19, Ev: Mk 6,53–56 oder aus den AuswL

Dienstag – 11. Februar

Unsere Liebe Frau von Lourdes

Messe vom Tag (grün); Les: Gen 1,20–2,4a, Ev: Mk 7,1–13; **Messe von ULF, Prf Maria** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL
Welttag der Kranken – Fürbitte

Mittwoch – 12. Februar

Messe vom Tag (grün); Les: Gen 2,4b–9.15–17, Ev: Mk 7,14–23

Donnerstag – 13. Februar

Messe vom Tag (grün); Les: Gen 2,18–25, Ev: Mk 7,24–30

Freitag – 14. Februar

Hl. Cyrill, Mönch, u. hl. Methodius, Bischof, Glaubensboten bei den Slawen, Patrone Europas

Messe vom Fest, Gl, Prf Ht oder Hl, fs (weiß); Les: Apg 13,46–49, APs: Ps 117,1.2, Ev: Lk 10,1–9

Samstag – 15. Februar

Marien-Samstag

M. v. Tag (gr.); Les: Gen 3,9–24, Ev: Mk 8,1–10; **M. v. Marien-Sa., Prf Maria** (weiß); Les u. Ev v. Tag o. a. d. AuswL

Nur im Geheimen

„Luca und Finja si-hind ver-lii-iebt“ – immer wieder rufen Carina und Emil das und lachen. Und jedes Mal werden die beiden rot. Luca wurde schon drei Mal geschimpft, weil er Emil dann immer eine reinhaut. Hannah wird auch immer ganz heiß, obwohl es sie ja gar nicht betrifft. Oder doch? Immer wieder schaut sie verstohlen zu David am Nachbartisch. Als er das merkt, schaut er ganz schnell zu Ben. Und den ganzen Vormittag guckt er nicht mehr in ihre Richtung. Hannahs Herz fühlt sich an wie ein großer, schwerer Stein, der nach unten zieht.

Eigentlich ist David nicht so! Eigentlich gehen sie zusammen zur Schule und mittags wieder nach Hause, sie sind zusammen im Judo, spielen Minecraft und kümmern sich um seinen Hund. Und jetzt schaut er sie gar nicht mehr an. Mittags hat sie keinen Appetit. Zu den Hausaufgaben braucht sie viel länger als sonst. So bleibt das zwei Tage lang. Auch auf dem Schulweg ist sie allein. Irgendwie ist David immer ohne sie losgegangen.

Am Mittwoch im Judo ist David auf einmal wieder normal. „Super gemacht“, sagt er beeindruckt, als sie ihn zum ersten Mal zu Boden bringt, und klopft ihr auf die Schulter. Dann fragt er, ob sie noch mit zu ihm mitkommen will. Minecraft spielen. Auf einmal fühlt Han-

nah sich wieder gut. Vorsichtig lehnt sie sich auf der Couch an ihn, damit sie besser auf die Konsole sieht. Das fühlt sich schön an und Davids Pulli riecht gut. Außerdem kann man mit niemandem so viel lachen wie mit David.

Am nächsten Tag gehen sie wie immer zusammen zur Schule.

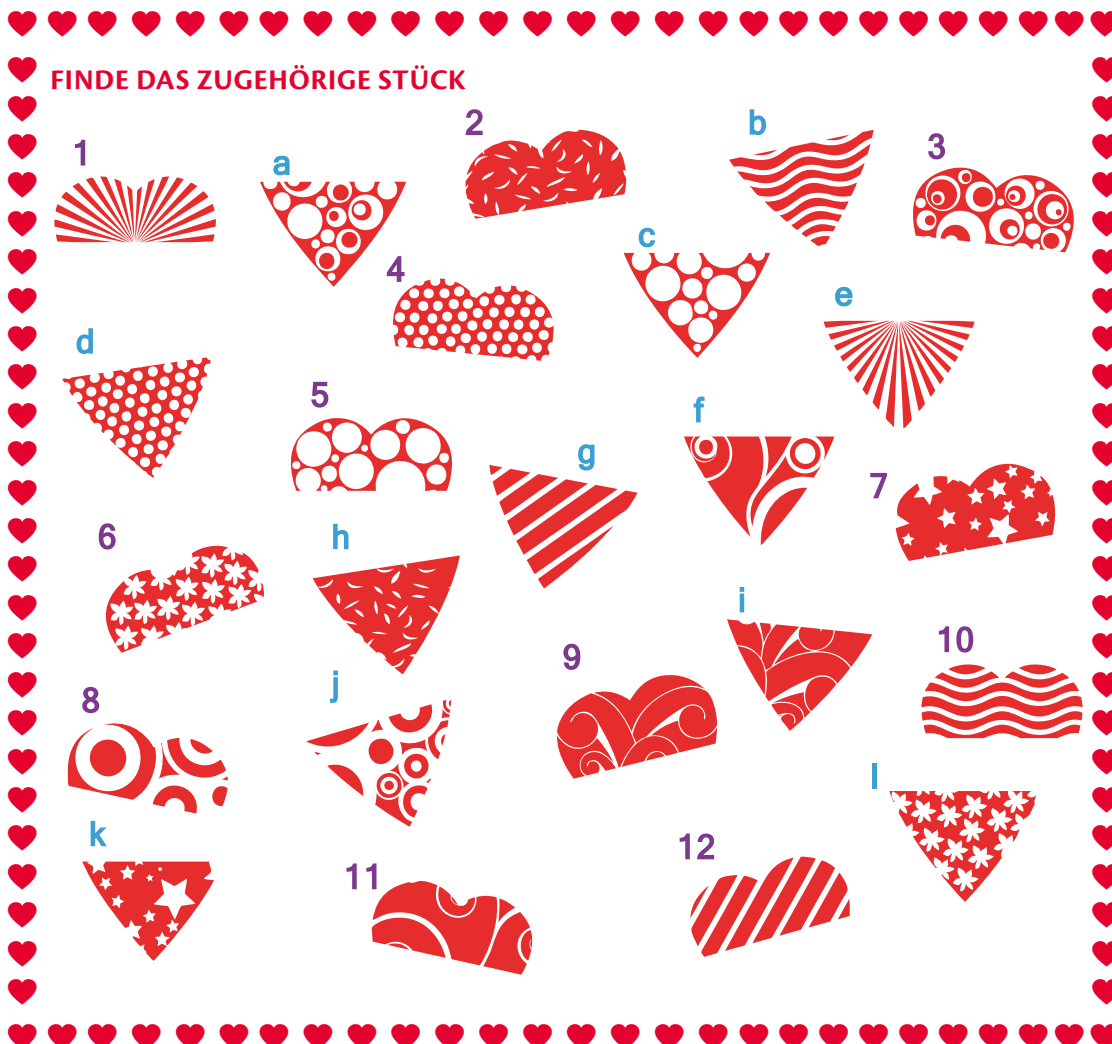
Vor ihnen laufen Luca, Finja, Laura und Emil. „Luca und Finja si-hind ver-lii-iebt“, ruft Carina beim Schultor. Mehrere Kinder kichern. Carina ist ein Mädchen, wie Hannah sie gar nicht mag. David schaut auf den Boden und geht langsamer. „Die sind so bescheuert“, murmelt er. Hannah sagt nur leise „ja“. Ihr Herz wird schon wieder zum großen schweren Stein. „Bis später dann“, sagt David und geht zu seinem Haken an der Garderobe. Erst auf dem Heimweg ist alles wieder schön. Und im Judo ist alles wie immer.

Am nächsten Tag, als Hannah nach der Schule zuhause ihre Jacke aufhängt, merkt sie, dass die Jackentasche offen steht.

Da ist was drin! Ein rotes Schoko-Herz und ein Zettel. „Alles Gute zum Valentinstag“, steht drauf. Und „Hannah, ich mag dich“.

Es ist eindeutig Davids Schrift. Hannahs Herz schlägt heftig.

„Danke für das Herz“, sagt sie, als sie ihn am nächsten Tag vor seinem Haus abholt. Richtig rot wird sie dabei. „Ich mag dich auch“, fügt sie hinzu und ihre Wangen glühen. „Luca und Finja si-hind ver-lii-iebt“, rufen Carina und Emil vor der Schule schon wieder. Und als hätte sie etwas gemerkt, schreit Carina noch etwas anderes „Hannah und David si-hind ver-lii-iebt“. Dazu kichert sie wieder so dumm. Hannah zieht den Kopf ein. David macht aber diesmal nur verächtlich „pff“ und schiebt sich an Carina vorbei. Die ist so überrascht, dass sie aufhört. Als er Hannah einfach breit zugrinst, ist sowieso alles andere egal.



In der Antike gab es einen Bischof namens

Valentin. Von ihm erzählt man, dass er Liebespaaren geholfen und sie christlich verheiratet hat. Das war in der Römerzeit nicht erlaubt. Man ist aber gar nicht sicher, ob das wirklich so war, oder ob es nur eine Legende ist.



Viel wahrscheinlicher ist diese Geschichte: Im Mittelalter schrieben ein französischer und ein britischer Schriftsteller zum Frühlingsanfang Liebesgedichte. Der Frühlingsanfang war damals auf den 14. Februar festgelegt. Weil dieser Tag der Gedenktag des heiligen Valentin ist und weil es so schön klingt, nannte man den Tag Valentinstag. Es entwickelten sich Liebesbräuche. Heute noch schenken sich Verliebte am Valentinstag Blumen oder Schokolade.

PFARRER JOHANN JOSEPH IMSENG

Der erste Abfahrtsläufer

Im Saastal im Wallis liegt die Wiege des Schweizer Skisports



Saas-Fee ist heute eine Hochburg des Skisports. Entscheidend gefördert hat den Wintertourismus Pfarrer Imseng.

SAAS-FEE – Der katholische Pfarrer Johann Joseph Imseng (1806 bis 1869) war einer der ersten Tourismus-Pioniere der Schweiz. Mitte des 19. Jahrhunderts bot er in seinem Pfarrhaus in Saas-Grund erstmals Gästebetten an und führte Fremde im Sommer auf die umliegenden Berge. Vor 175 Jahren schnallte er im Winter erstmals zwei Holzbretter mit Riemen und Schnüren unter seine Schuhe und rutschte so von Saas-Fee nach Saas-Grund hinab. Seitdem gilt der Geistliche als erster Schweizer Skifahrer.

Konrad Rieder ist Snowboardfahrer, Tourenski-Geher und Pfarrer von Zermatt. Auf dem Videoportal YouTube sieht man ihn in wehender Soutane verschneite Hänge hinabrutschen. Bekannt geworden ist er als Organisator des Pfaffencups, eines jährlichen Skirennens für kirchliche Mitarbeiter im Oberwallis. Rieder ist gewissermaßen in die Fußstapfen Imsengs getreten, der als erster Geistlicher bei seiner Seelsorgearbeit auf Skiern unterwegs war.

Genau genommen, meint Rieder, habe Imseng mit seinen Touren Mitte des 19. Jahrhunderts den Grundstein für den Wintertourismus im Saastal gelegt. Dennoch dauerte es, bis die Wintersportler rund um Saas-Fee den Sommergästen den Rang abliefen. 1948 baute man den ersten Skilift, drei Jahre später eröffnete die erste Skischule. Heute stehen Gästen mehr als 150 Pisten-Kilometer zur Verfügung, mit Abfahrten aller Schwierigkeitsgrade.

„Das Saastal“, notierte 1787 ein Berner in „Reisen durch die merkwürdigsten Gegenden Helvetiens“, sei die „schäusslichste Wildnis der Schweiz“. Zum Frühstück servierte man ihm Fleischsuppe, Magermilch, Speck und Brot, mittags Gemüse und gesottenes Schafffleisch, seltener Käse oder Kartoffeln. Mit einer Suppe aus Gerste, geschwellten Kartoffeln, Roggenbrot und Magermilch ging er abends ins Bett.

Nicht einmal 250 Einwohner zählte Saas-Fee 1850, als der Tourismus langsam an Bedeutung gewann. 1825 waren die ersten Engländer im Tal aufgetaucht. Die neuen Gäste blieben meist den ganzen Sommer, interessierten sich für Botanik und

Geologie. Weil es damals keine Hotels gab, bot der Pfarrer von Saas-Grund, Johann Joseph Imseng, im Pfarrhaus ein paar Gästezimmer an. Gleichzeitig offerierte er den Wanderern und Kletterern seine Dienste als Fremdenführer.

Um die Gäste bei Laune zu halten, lernte der Geistliche Englisch und Französisch. Und weil die Touristen immer mehr wurden, animierte er seine Landsleute zum Hotel- und Gasthausbau. Dem umtriebigen Pfarrherrn war klar, dass nur der Tourismus den Menschen im Saastal auf Dauer eine Zukunft bieten konnte – so wie im benachbarten Zermatt, wo Imseng zuvor als Pfarrer gewirkt hatte.

Großer Mann mit Hut

1806 als zweites von acht Kindern in Saas-Fee geboren, wurde Imseng zum Pionier des Fremdenverkehrs. Ihm zu Ehren haben die Menschen auf Saas-Fees Dorfplatz ein Denkmal gestellt. Es zeigt einen großen Mann mit großem Hut. Einen Helden, sagen manche im Dorf. Denn ohne ihn, argumentieren sie, wäre das Saastal nicht zu dem Wintersportparadies geworden, das es heute ist.

An den Wänden des Dorfmuseums, dem ehemaligen Pfarrhaus, hängen alte Skier: Lang und wenig bequem waren sie, nicht zu vergleichen mit heutigen Modellen. Die ersten Skier in Saas-Fee soll Pfarrer Imseng im Winter 1849/50



▲ Auf dem Dorfplatz von Saas-Fee erinnert ein Denkmal an Pfarrer Imseng, den ersten Skifahrer der Schweiz.

gefahren haben: Während einer Dorfvisite wurde er zu einem Versehen nach Saas-Grund gerufen und schnallte sich kurzerhand ein paar Holzbretter ohne Kanten mit Riemen und Schnüren unter die Schuhe, um so schneller zu dem Sterbenden ins Tal zu kommen.

Pfarrer nicht unumstritten

Imseng selbst war nicht unumstritten. Mancher in Saas-Fee neidete dem Pfarrer den Erfolg. Schließlich verdiente er als Bergführer an einem Tag so viel wie viele Bewohner in der ganzen Woche. Im Sommer verdingten sie sich auswärts beim Tunnel- und Straßenbau, im Winter schmiedeten sie aus Eisenstangen Schuhnägeln oder fertigten Bahnschwellen, die sie mit Schlitten zu Tal brachten.

Auch Imsengs Tod ist bis heute ungeklärt. 1859 fanden Spaziergänger seinen Leichnam im Mattmarksee. Schmuggler hätten ihn getötet, vermuteten einige. Andere tippten auf Selbstmord: Der Kirchherr sei mit seiner Doppelrolle als Seelsorger und Geschäftsmann nicht fertig geworden.

Günter Schenk



▲ Schon im 19. Jahrhundert nahm der Wintersport im Saastal zu. Von heutigen Verhältnissen war das aber noch weit entfernt. Fotos/Repro: Schenk



Peter der Große am Ufer der Ostsee. Hier ist ab 1703 seine Stadt Sankt Petersburg entstanden. Der Maler Nikolai Dobrowolski stellte die Szene 1880 auf seinem Gemälde „Hier wird die Stadt gegründet“ dar.

VOR 300 JAHREN GESTORBEN

Russlands Türöffner gen Westen

Zar Peter der Große modernisierte sein Land mit Hilfe deutscher Einwanderer



▲ Mit einer Briefmarke im Wert von 5000 Rubel würdigte Russland Zar Peter den Großen 1997 zum 325. Geburtstag.
Foto: Sammlung AR

BARSINGHAUSEN – Zar Peter der Große führte Russland in die Moderne. Als er vor genau 300 Jahren, am 8. Februar 1725, starb, hatte er das Land am Rande Europas in die Mitte des Kontinents geführt. Im Exklusiv-Interview analysiert der renommierte Historiker Hans-Heinrich Nolte, wie Peters Reformen, deutsche Einflüsse und westliche Inspirationen das Land veränderten und welche Spuren Peters Vision in der heutigen russischen Gesellschaft hinterließ.

Herr Professor, Zar Peter der Große hat Russland in vielerlei Hinsicht modernisiert. Welche Reformen hielt er bei der Modernisierung des Landes für entscheidend?

Peter I. ging davon aus, dass die „Wissenschaften“ in einem Kreislauf von Griechenland über Italien und Westeuropa nach Mitteleuropa vorgedrungen seien und dass es seine Aufgabe als Fürst sei, sie nach Russland zu bringen. Unter Wissenschaften verstand er nicht nur Theologie, sondern auch Naturkunde, Technik und rationale Lebensführung.

Gab es auch eine Reform, die durch seine Beobachtungen in deutschen Ländern inspiriert war?

Peter I. hat das Moskauer Patriarchat abgeschafft und die Russisch-Orthodoxe Kirche einem Konsistorium unterworfen, dem er erst auf Einspruch wenigstens einen

griechischen Namen gab: Synod. Dafür waren die lutherischen Kirchen ein Vorbild, und Schweden war ja damals mit Territorien von Bremen bis Stettin ein lutherisches Glied des Reichs.

Durch welche deutschen Einflüsse und geistigen Strömungen sind Peters Reformen geprägt?

Sie tragen die Handschrift von Konfessionalisierung und Sozialdisziplin. Die den deutschen Absolutismus prägende frühe Aufklärung war gläubig und monarchisch.



▲ Hans-Heinrich Nolte lehrte osteuropäische Geschichte an der Universität Hannover.
Foto: privat

Wie haben die Reisen nach Westeuropa die Sicht des Zaren auf Russland und Europa beeinflusst?

Die Reisen in den Westen muss man hoch einschätzen. Er begriff auf dem Hof in Koppenbrügge, aber auch der Werft in Holland, dass er Fachleute brauchte, aber auch selbst mit anpacken, selbst lernen musste.

Inwieweit stand Peters Entscheidung, die Stadt Sankt Petersburg zu gründen, symbolisch für seine Idee eines westlich orientierten Russlands?

Der Zar verstand, dass Welthandel zu den Voraussetzungen der Moderne gehörte. Schweden hatte Russland aber durch die Annexion der Newa-Mündung vom Meer abgeschnitten. Nach der Rückeroberung, zu der noch der Erwerb von Estland und Nord-Lettland kamen, sollte die Verlegung der Hauptstadt an die Küste die Stellung des Imperiums am Meer sozusagen zementieren.

Wie waren die Beziehung zwischen ihm und dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, insbesondere zu den deutschen Fürsten und Adeligen?

Peters Schwester, die vor ihm regierte, hatte durch das Bündnis mit dem Vatikan, Habsburg und Polen die Expansion Russlands gegen das Osmanische Imperium gesucht. Aber während Österreich mit der Eroberung Ungarns zur Weltmacht wurde, blieb das Schwarze Meer ein türkisches Binnen-Meer und bot keinen Zugang zur Welt. Peters Verhältnis zu Wien blieb also distanziert, aber dem „römischen“ Titel Kaiser setzte Peter ein Zeichen der Gleichberechtigung entgegen und erklärte Russland 1721 zum Imperium.

Das Bündnis mit Kursachsen/Polen ermöglichte dagegen den russischen Durchbruch zur Ostsee, und für viele protestantische Fürsten wurde eine Heirat mit den Romanows zur Chance für den Aufstieg – wenn der Ehepartner zur Orthodoxie konvertierte, was katholische Fürstenhäuser nicht akzeptierten. Mit Katharina II. wurde schließlich eine norddeutsche Prinzessin sogar Kaiserin von Russland.

Wirkten sich deutsche Einflüsse auch unmittelbar auf die Politik aus?

Peter I. setzte in Russland Absolutismus durch, indem er die Beratungsorgane der Moskauer Zeit nicht mehr einberief. In konkurrierender Imitation war sein konkretes Modell der schwedische Absolutismus (die „karolinische Einherrschaft“), aber es waren oft deutsche Theoretiker, welche man in Russland las.

Warum ließ Peter der Große Deutsche ins Russische Reich kommen, und welche Berufe oder Fähigkeiten brachten sie mit?

Peter lud alle Ausländer ein, nach Russland zu kommen, um das Militär nach westlichen Standards zu reorganisieren sowie die neue Flotte aufzubauen, aber auch Ärzte und Apotheker. Das waren meist Absolventen der vielen deutschen Universitäten und Handwerker, die nicht in die Kolonien gingen – zusätzlich zu den Kaufleuten, die seit Jahrhunderten Handel mit dem Osten trieben.

Was können Sie über die Rolle deutscher Berater und Militärs während Peters Herrschaft sagen?

Ich will Heinrich Ostermann herausgreifen, Sohn eines Pfarrers aus Bochum, der wegen eines studentischen Duells aus Deutschland fliehen musste: Er hat Russlands Außenpolitik beeinflusst, zum Beispiel beim Frieden mit Schweden 1721, wurde Reichsvizekanzler und heiratete in den russischen Hochadel ein.

Welche langfristigen Folgen hatte Peters westliche Orientierung für Russlands Außenpolitik gegenüber Europa?

Da Peter I. Russland zum Imperium machte, musste man eine große Armee und Flotten unterhalten. Das förderte die Rüstungsindustrie, kostete aber viel Mittel, die vor allem den Bauern abverlangt wurden. Schon unter Peters Vater waren sie der Leibeigenschaft nahegebracht

worden. Zusätzlich mussten sie jetzt auf je 35 Mann einen Rekruten stellen – der auf Lebenszeit dienen musste.

Im Westen wurde oft nicht verstanden, dass Russlands imperialer Anspruch beim Oströmischen Reich anknüpfte. Peter I. formulierte das als: „Jetzt sind wir an der Reihe!“ Dieser Wunsch nach Gleichberechtigung mit der lateinischen Welt ist byzantinisches Erbe und wirkt bis heute nach.

Die westliche Orientierung Russlands war sowohl Voraussetzung für den langen Vormarsch der europäischen Mächte gegen die Osmanen als auch für die Kooperation mit Preußen und Österreich bei den Teilungen Polens.

Ökonomisch ging der Aufstieg damit zusammen, dass Russland im zunehmenden innereuropäischen Handel zum Exporteur von Rohstoffen und Halbrohstoffen wurde und an der technischen Entwicklung meist erst in zweiter Reihe teilnahm.

Wie wird die Erinnerung an Zar Peter den Großen in der russischen Erinnerungskultur bewahrt?

Peter der Große wird in Russland vor allem als nationaler Held gefeiert – unter ihm wurde Russland zur Großmacht. Auch war er ein moderner Mensch. Zum Beispiel verließ er die von seiner Mutter arrangierte Ehe und machte die geliebte Dienstmagd zur Mitkaiserin und Nachfolgerin. Trotzdem birgt die nationale Glorifizierung Probleme. Peter führte Russland zum Imperium – vielleicht gab es im 18. Jahrhundert keine Alternative, aber im 21. steht Russland vor den Trümmern dieses imperialen Wegs.

Hat der Zar noch einen Einfluss auf die russische Gesellschaft und Kultur, der bis in die Gegenwart spürbar ist?

Nach der Einbeziehung Russlands in das europäische System, gerade auch in der Geistesgeschichte, nahm es an westlichen Diskussionen und Entwicklungen teil. Die Leibeigenschaft der Bauern und die Unterdrückung der Nationen führten aber oft zu Aufständen, so dass Russland im 19. Jahrhundert zum „Gendarm Europas“ wurde. Diese Zwiespältigkeit trägt zum Reiz, aber auch zu den Schwierigkeiten der russischen Kultur noch heute bei.

Wie wird an ihn in Deutschland heute erinnert, und wie steht seine historische Bedeutung im Verhältnis zur gemeinsamen Geschichte beider Länder?

Wir erinnern uns an Peter den Großen vor allem wegen seiner Bereitschaft zu harter körperlicher Arbeit und seinem Lernwillen.

Dass nur durch den Nordischen Krieg Schweden weit hin aus Norddeutschland verdrängt wurde, wird oft vergessen. Wir sollten uns aber daran erinnern, dass Russland und Deutschland beide von der Vielfalt der Mächte profitieren.

Interview:
Andreas Raffener

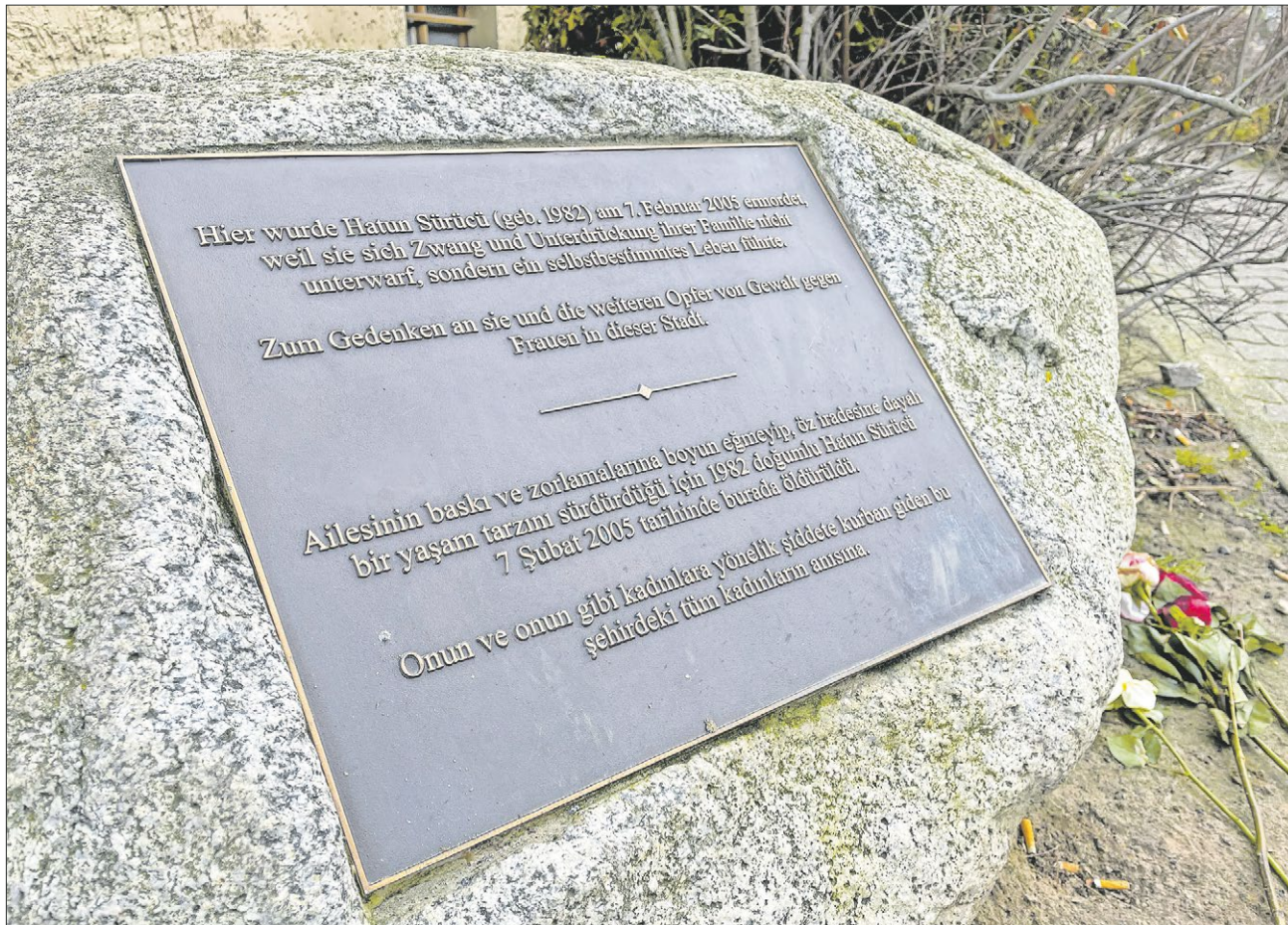


Ein Reiterstandbild erinnert seit 1782 in Sankt Petersburg an den Gründer der Stadt. Der Volksmund spricht vom „ehernen Reiter“.

VOR 20 JAHREN

Ermordet im Namen der „Ehre“

Die furchtbare Tat an Hatun Sürücü stärkte zumindest die öffentliche Wahrnehmung



▲ Dieser Gedenkstein in Berlin-Tempelhof erinnert an die vor 20 Jahren aus „Ehre“ ermordete, zwangsverheiratete Hatun Sürücü. Der Täter, ihr Bruder, zeigte während der neunjährigen Jugendstrafe laut Ausländerbehörde keine „plausible Reue“. Foto: KNA

BERLIN (KNA) – Sie musste sterben, weil ihrer Familie der westliche Lebensstil nicht gefiel. Vor 20 Jahren wurde Hatun Sürücü von ihrem Bruder erschossen. Ein sogenannter Ehrenmord – was hat die Gesellschaft daraus gelernt?

Ein Gedenkstein im Stadtteil Tempelhof erinnert an sie: Hatun Sürücü (1982 bis 2005). Die älteste Tochter kurdischer Eltern, die Anfang der 1970er Jahre aus der Osttürkei nach Berlin gekommen waren. Mit einem Cousin in der Türkei war die junge Frau mit 16 Jahren zwangsverheiratet worden. Im Streit nach Berlin zurückgekehrt, fand sie mit ihrem Baby Zuflucht in einem Heim für minderjährige Mädchen. Sie legte das Kopftuch ab, holte einen Schulabschluss nach und machte eine Lehre als Elektroinstallateurin.

Vor 20 Jahren, am 7. Februar 2005, wurde sie von einem ihrer Brüder erschossen. Ein sogenannter Ehrenmord, der die Medien und die Menschen in der Bundesrepublik aufwühlte und bundesweit eine Debatte auslöste – über Gewalt im Na-

men der Ehre in muslimischen Familien. Tatsächlich ist so – „Gewalt im Namen der Ehre“ – ein Referat beim Frauenrechtsverein Terre des Femmes benannt.

Dessen Leiterin Myria Böhmecke betont, dass diese Form von Gewalt kein islamisches Phänomen sei. „Gewalt an Frauen und auch die sogenannten Ehrenmorde wurzeln in streng patriarchalen Strukturen, in denen Frauen von vornherein weniger Rechte haben, dem Mann untergeordnet sind und ihre Sexualität in jeglicher Hinsicht streng reglementiert wird.“ Es sei wichtig, dies nicht an einer bestimmten Religion festzumachen. Das Schicksal Hatun Sürücüs habe deutlich gemacht, dass „Ehrenmorde“ auch in Deutschland geschehen.

Zwangsheirat als Straftat

„Zwangsheirat wurde 2011 ein eigener Straftatbestand, 2017 wurde das ‚Gesetz zur Bekämpfung von Kinderehen‘ verabschiedet und es gibt mittlerweile mehr Fachberatungsstellen“, erklärt Böhmecke weiter. Dennoch sei noch viel zu

tun. Nach Angaben von Terre des Femmes gab es bundesweit für die Jahre 2022 und 2023 insgesamt 26 solcher versuchten und erfolgten vorsätzlichen Tötungen.

Ähnlich wie Böhmecke beurteilt auch Sabine Meinen von der Frauenhilfsorganisation Solwodi, die Opfer von Gewalt berät und betreut, die Folgen des Mords an Sürücü für die Sicherheit muslimischer Frauen in Deutschland. „Er führte zu einer stärkeren öffentlichen Sensibilisierung für Gewalt in migrantischen und konservativen Familien, verstärkte gesetzliche Maßnahmen zum Schutz von Frauen und förderte die Diskussion über die Rechte von Frauen in Migrantengemeinschaften.“ Insgesamt stelle der Fall einen Wendepunkt in der Auseinandersetzung mit Gewalt gegen Frauen dar, betont Meinen.

Voriges Jahr nahmen mehr als 280 Frauen und Mädchen Kontakt zu Solwodi auf, weil sie von einer drohenden oder bereits erfolgten Zwangsverheiratung betroffen waren. Bei über 100 Frauen habe sogar eine Bedrohung durch einen „Ehrenmord“ im Raum gestanden. „Gerade

bei den erzwungenen Eheschließungen sehen wir seit Jahren eine deutliche Steigerung“, sagt Meinen.

Alle, die mit potenziell Betroffenen und Bedrohten Kontakt haben, sollten zu den spezifischen Warnzeichen und Gewaltformen sensibilisiert sein, findet Myria Böhmecke. Dazu gehöre auch, dass Schulen und Behördenmitarbeiter mit diesem Thema nicht allein gelassen würden. „Es bedarf konkreter Handlungsleitfäden und Fortbildungsangebote, es bedarf eines adäquaten Opferschutzes sowie einer verlässlichen Finanzierung von Beratungsstellen.“

Hilfe per Telefon

Wie wichtig Beratungs- und Anlaufstellen sind, um eine Tragödie wie vor 20 Jahren zu verhindern, unterstreicht ebenfalls der Geschäftsführer des Muslimischen SeelsorgeTelefons (MuTeS), Mohammad Imran Sagir. Gerade auch vor dem Hintergrund, dass Imane oder andere Autoritäten bei manchen Familien, dem kulturell „schwierigen Klientel“, nur bedingt Einflussmöglichkeiten hätten. Das SeelsorgeTelefon weise bei derartigen Gesprächen neben Anlaufstellen auf Bekannte oder Verwandte der Anruferinnen hin, die vielleicht familienintern vermitteln können. Auch das sei schon vorgekommen.

Inwieweit der Ethik-Unterricht, der als eine Konsequenz nach dem Mord an Sürücü als ordentliches Unterrichtsfach an Berliner Schulen installiert wurde, Schaden abwehren kann, vermag Sagir nicht einzuschätzen. Seit 2013 zeichnet die Grünen-Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus Projekte und Initiativen aus, die Mädchen und Frauen helfen, ihren Weg zu gehen.

Am Gedenkstein von Hatun Sürücü in Berlin-Tempelhof werden auch nach 20 Jahren regelmäßig Blumen und Kränze abgelegt. Politiker halten dort Reden. Sürücüs Mörder, ihr Bruder, wurde damals zu einer Jugendstrafe von neun Jahren verurteilt und unmittelbar nach seinem Haftende mit einem Flugzeug in die Türkei abgeschoben. Er habe nach Angaben der Berliner Ausländerbehörde während der Haftzeit keine „plausible Reue“ gezeigt.

Birgit Wilke/Stefan Meetschen

Hinweis

Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.

EIN „PROVOKATEUR“ WIRD 80

„Was man hätte wissen können“

Thilo Sarrazin im Interview: „Alle meine Prognosen wurden negativ übertroffen“

Thilo Sarrazin signiert Ausgaben seines Buchs „Deutschland auf der schiefen Bahn“.

Foto: Langen Müller Verlag



BERLIN – Mit „Deutschland schafft sich ab“ sorgte Thilo Sarrazin vor 15 Jahren für Furore. Schon zuvor galt der frühere Berliner Finanz-Senator wegen Äußerungen zur Integration von türkischen und arabischen Migranten als einer der umstrittensten Politiker Deutschlands. 2020 wurde er aus der SPD ausgeschlossen. Am Mittwoch begeht Sarrazin seinen 80. Geburtstag. Im Interview spricht er über die Rolle der Religion, das Miteinander und die Neuausgabe seines Buchs.

Herr Sarrazin, in Ihren Büchern äußern Sie sich immer wieder kritisch über den Islam. Sehen Sie Religion generell mehr als Bedrohung oder als Chance für den gesellschaftlichen Zusammenhalt?

Religion hat je nach ihrem Inhalt ein gesellschaftliches Doppelgesicht. Zu ihrer Einhegung bedarf es immer einer stabilen demokratischen Ordnung. Weder der Katholizismus der spanischen Inquisition noch der Gottesstaat der iranischen Mullahs gehören zu meinen Idealen.

Wie beurteilen Sie den gegenwärtigen sozialen Umgang der Menschen miteinander?

Mehr Demut und Verständnis für andere würde allen Menschen gut anstehen. Für pauschale Aussagen über den sozialen Umgang miteinander fehlt mir der Mut. Dafür sind die Menschen und ihre Verhaltensweisen nach meiner Beobachtung zu verschieden.

Warum finden in aufgeklärten Gesellschaften populistische Strömungen so starken Anklang?

Populismus hat es zu allen Zeiten gegeben. Die Pharisäer zu Zeiten Jesu haben diesen bei seinem triumphalen Einzug nach Jerusalem sicherlich auch als Populisten beschimpft.

Sie fordern von den Menschen immer wieder Leistung ein. Wie verknüpfen Sie Ihre Forderungen nach Leistung mit humanitären Werten?

Human ist es, jeden einzelnen Menschen mit Barmherzigkeit in seiner individuellen Wirklichkeit zu sehen. Gott und die Genetik haben die Menschen mit unterschiedlicher Intelligenz und Leistungsfähigkeit ausgestattet. Dies klar zu sehen, ist moralisch nicht verwerflich.

Sollte der Wohlstand einer Gesellschaft an mehr als nur an wirt-

schaftlichen Kennzahlen gemessen werden?

Die Definition von Wohlstand ist eine Frage der individuellen Präferenzen. Der eine liebt das Geld, der andere schöne Frauen und ein Dritter die eigene moralische Vortrefflichkeit. Es gibt keine allgemeingültige objektive Wohlstandsdefinition.

Wie stehen Sie zur These, dass kulturelle Vielfalt Innovation und Fortschritt fördern kann?

Der Begriff der kulturellen Vielfalt ist mir zu unscharf für eine brauchbare Kategorienbildung.

Wo liegt für Sie die Grenze zwischen freier Meinungsäußerung und verantwortungsloser Rhetorik?

Das Recht zu freier Meinungsäußerung umfasst auch verantwortungslose Rhetorik. Nur da, wo jemand andere krass persönlich beleidigt oder zu Verbrechen aufruft, sind die Grenzen der freien Meinungsäußerung überschritten.

Ist der Mensch frei in seiner Entscheidung oder wird er hauptsächlich durch seine Umwelt geprägt?

Ob es auf individueller Ebene eine wirkliche Freiheit zur Entscheidung gibt, vermag ich nicht zu entscheiden. Die Persönlichkeitsmerkmale eines Menschen sind überwiegend genetisch geprägt.

Was bedeutet für Sie „Heimat“ in einer globalisierten und sich immer schneller drehenden Welt?

„Heimat“ ist das, was ich subjektiv in den Begriff hineinlege. Für den einen ist es der örtliche Fußballverein, für den anderen die Familie, für einen Dritten der wohlvertraute Geruch des Arbeitsplatzes.

Wie stellen Sie sich ein stabiles und zukunftsfähiges Europa vor?

Ein Bund freier demokratischer Staaten mit gut geschützten gemeinsamen Außengrenzen.

Fühlen Sie sich verantwortlich für die öffentliche Wirkung Ihrer Meinung?

Für die Wirkung jedes meiner öffentlich geäußerten Worte übernehme ich gern die Verantwortung.

Sehen Sie sich denn als Mahner, Visionär oder Reformator der deutschen Gesellschaft?

Ich sehe mich als einen rüstigen Autor im Alter von 80 Jahren, welcher die Summe seiner Einschätzungen und Erfahrungen gern in seine Sachbücher einfließen lässt.

Ihr Buch „Deutschland schafft sich ab“ wird 15 Jahre alt. Ihr Verlag bringt es in einer kommentierten Neuausgabe heraus. Wie kam es dazu?

Das Buch wird immer noch kontinuierlich nachgefragt. Nach 15 Jahren stellt sich bei einem Sachbuch natürlich die Frage der Aktualisierung. Der Text aus dem Jahr 2010 war Gegenstand einer großen politischen Debatte. Er wird noch in 50 Jahren zeigen, was man hätte wissen können, hätte man es wissen wollen. Deshalb sollte der ursprüngliche Text unverändert bleiben.

Neue Erkenntnisse zu Daten und Fakten sowie meine heutigen Einschätzungen sind deshalb in den ursprünglichen Text an den jeweils passenden Stellen in blauer Schrift eingefügt. Das ist für den Leser sehr transparent und unterstreicht in der Zusammenschau die Aktualität und Dringlichkeit meiner damaligen Analyse.

Wie hat sich Deutschland in den vergangenen 15 Jahren entwickelt? Müssen Sie sich in einigen Punkten revidieren?

Alle meine Prognosen wurden in den letzten anderthalb Jahrzehnten negativ übertroffen. Das heißt, es kam noch viel schlimmer, als von mir damals unterstellt. Das gilt für den Verfall der Bildungsleistung, für das Niveau der Zuwanderung, für die Kriminalität, den islamischen Fundamentalismus, die wirtschaftliche Stagnation.

Als das Buch 2010 erschien, nannten mich viele in Medien und Politik einen Provokateur. Jetzt sehen wir, dass nicht ich provoziert habe. Vielmehr provoziert eine Wirklichkeit, die sich einfach nicht länger leugnen lässt. *Interview: Andreas Raffener*



Information

Die Neuausgabe von „Deutschland schafft sich ab – Die Bilanz nach 15 Jahren“ ist bei Langen Müller erschienen (ISBN: 978-3-7844-3732-3) und kostet 28 Euro.

MEDIENKRITIK

In Gemeinschaft gelingt alles

„Die Schule der magischen Tiere“ ist die aktuell erfolgreichste deutsche Filmreihe



▲ Ida (mit Plakat) und Jo bereiten ihre Aktion zum Schutz des Waldes vor.

Fotos: Kordes & Kordes/Leonine Studios

Halt! Das ist unser Wald“, singt die neunjährige Elisa begeistert. Und auch ihre zwei Jahre jüngere Schwester Theresa trällert fröhlich mit. „Wer macht unsere Luft zum Atmen, wenn die Bäume nicht mehr da sind?“ Was singen die da? Es ist das neueste Lied aus dem Schulchor – und Teil des Soundtracks zu „Die Schule der magischen Tiere“, der aktuell erfolgreichsten deutschen Kinofilmreihe. Konkret: aus dem dritten Teil, der dieser Tage auf DVD und Blu-ray erscheint.

Wer Kinder oder Enkel im Grundschulalter hat, der kann die Begeisterung womöglich nachvollziehen. „Die Schule der magischen Tiere“ bietet manchen Ohrwurm, dem sich selbst Erwachsene kaum erwehren können. Wenn sich die Schulklasse von Miss Cornfield (Christina Große) auf dem Bildschirm zu poppigen Klängen für den Erhalt der heimischen Natur einsetzt, summen nicht nur Elisa und Theresa mit.

Nicht minder eingängig ist „Karamell“: „Sonnenbrille auf, unsere Zukunft wird hell. Das Leben schmeckt süß, zuckersüß, Karamell. Wer braucht Konfetti, wir schmeißen mit Geld. Gib mir mehr davon, immer mehr davon!“ Der Text, den bezeichnenderweise die eingebildete Helene (Emilia Pieske) singt, appelliert zwar an niederes hedonistisches Konsum- und Besitzdenken – die Melodie aber lässt einen nicht los.

Wie schon die beiden Vorgänger basiert der Film auf der erfolgreichen Kinderbuchreihe von Margit Auer. Teil 1 erschien 2013 – seither folgten 14 weitere Romane in einer

Hauptreihe und 15 in zwei Ableger-Serien. Die erste Verfilmung kam 2021 in die Kinos. Mit 1,5 Millionen Zuschauern war „Die Schule der magischen Tiere“ der erfolgreichste deutsche Film des Jahres.

Neu an der Schule

Die junge rothaarige Ida Kronenberg (Emilia Maier) zieht darin mit ihrer Mutter in ein kleines Städtchen um, irgendwo in Deutschland. Ihre Motivation ist im Keller, musste sie doch alles aufgeben: die alte Umgebung, eine tolle Schule, all ihre Freunde. Dass sie sich auch an der neuen Schule, der Wintersteinschule, wohlfühlen werde, wie ihre Mutter (Marleen Lohse) meint, glaubt Ida nicht.

Der Anfang gestaltet sich tatsächlich schwierig. Ihre neuen Klassenkameraden grenzen sie aus: der coole und gutaussehende, aber arro-

gante Jonathan (Loris Sichrovsky), den alle außer seinen zerstrittenen Eltern nur „Jo“ nennen, ebenso wie die hübsche, aber zickige Blondine Helene. Nur der schüchterne, aber intelligente Benni (Leonard Conrads) möchte sich mit Ida anfreunden.

Idas erster Tag in der neuen Klasse ist auch der erste Tag der neuen Lehrerin an der Wintersteinschule: Miss Cornfield (in den ersten beiden Filmen von Nadja Uhl gespielt) stammt aus Schottland und ist eine ganz besondere Lehrkraft. Ob sie wohl aus Hogwarts stamme, fragen sich die Schüler. Und der Gedanke an den britischen Zauberschüler Harry Potter ist nicht falsch – denn Cornfield („Auf Deutsch heißt das Maisfeld“) hat magische Kräfte.

Doch die Vogelnest-Frisur der Lehrerin mit den Stricknadeln im Haar täuscht: „Die Schule der magischen Tiere“ ist beileibe keine

deutsche Version von Harry Potter – als die sie mancher Kommentator bezeichnet hat. Der Film will das offensichtlich auch gar nicht sein. Eher trifft eine andere Bezeichnung zu: Musikfilm für Kinder und Jugendliche. Dass die Darsteller immer wieder singen, ist für Erwachsene gewöhnungsbedürftig. Den jungen Zuschauern aber gefällt's.

Als „tierischste Schule der Welt“ besingt das Titellied die Wintersteinschule – und das zu Recht. Für zwei Schüler aus Idas Klasse bringt Cornfields Bruder Mortimer Morrison (Milan Peschel), der Inhaber einer „Magischen Zoohandlung“, sprechende Tiere mit: den Fuchs Rabbat (gesprochen von Max von der Groeben) und die Schildkröte Henrietta (herrlich krächzend: Katharina Thalbach) – allesamt liebevoll und kindgerecht animiert. Ida erhält Rabbat, Benni Henrietta.

An der Schule treibt ein Dieb sein Unwesen. Er klagt nicht nur die große Schuluhr, sondern zerstört auch die geliebte Kohlrabi-Zucht von Direktor Siegmann (Justus von Dohnányi). Ist der schusselige Hausmeister Wondraschek (Heiko Pinkowski) der Langfinger? Ida und Fuchs Rabbat begeben sich auf Spurensuche – mit überraschendem Ausgang.

Plädoyer für Solidarität

Während der Fahndung nach dem Übeltäter lernen die Schüler unter Anleitung ihrer zauberkundigen Lehrerin, was es bedeutet, Teil einer echten Gemeinschaft zu sein. Einer solchen „magischen“ Klassengemeinschaft, erfahren sie, kann niemand etwas anhaben – wenn sie nur zusammenhält: ein Plädoyer für Kameradschaft, Zusammenhalt und Solidarität.

In Teil 2 der Reihe wird dieser Zusammenhalt gleich auf die Probe gestellt. Was im ersten Film Ida war, ist nun Anna-Lena (Lilith Johna): Sie ist zwar nicht neu an der Wintersteinschule – aber ebenso verloren wie einst Ida. Anna-Lena gehört zur Entourage von Zicken-Königin Helene. Und ist furchtbar schüchtern. Weil sie glaubt, Helene sei ihre Freundin, erfüllt sie der eingebildeten Klassenkameradin jeden Wunsch – der freilich meist einem Befehl gleichkommt.

Käme Anna-Lena einem jener (teils sogar unausgesprochenen) Be-



▲ Die magischen Tiere beraten, wie sie ihren Menschen helfen können: Schildkröte Henrietta, Chamäleon Caspar, Pinguin Juri und Fuchs Rabbat.



Die Schulklasse im Naturkundemuseum. Ihre magischen Tiere verwandeln sich in Plüschwesen, sobald Menschen wie Direktor Siegmann sie sehen, die in ihre Existenz nicht eingeweiht sind.



▲ Klassen-Zicke Helene erhält ihr magisches Tier, den Kater Karajan.

fehle nicht nach – kaum auszudenken: Sie riskierte, Helenes Gnade zu verlieren. So macht sie sich gewissenhaft an die Arbeit, als Helene für das Schul-Musical ein Kostüm braucht. Widerwillen gegen die Kommandos der vermeintlichen Freundin zeigt sie nicht – ganz im Gegenteil. Eigene Meinung – Fehlanzeige.

So geht das seinen traurigen Gang, bis – ja, bis Anna-Lena ihr magisches Tier erhält: das freche Chamäleon Caspar (Rick Kavanian), das Mortimer Morrison aus Madagaskar mit in die Stadt gebracht hat. Man dürfe sich nicht immer unsichtbar machen, fordert ausgerechnet das verfärbungsfreudige Tier – das genau das immer wieder tut.

Mit Hilfe von Caspar kann Anna-Lena endlich aus sich heraus-

gehen. Sie kann die Titelrolle der Fürstin Adelheid im Schul-Musical nämlich besser, gefühlvoller singen als Helene. Die gesangliche Konkurrenz allerdings stellt die von Miss Cornfield beschworene magische Gemeinschaft erneut vor arge Schwierigkeiten und droht, die Klasse zu spalten. Gelingt es Ida und ihren Freunden, den Riss zu kitten?

Und was hat es eigentlich mit den Löchern auf sich, die sich scheinbar über Nacht auf dem Schulhof bilden? Wer wuchtet die Bodenplatten hoch und gräbt im Erdreich? Direktor Siegmann hat mal wieder seinen Hausmeister Wondraschek im Verdacht. Der kann zwar nichts dafür, muss aber doch nachts Wache halten. Nicht auszudenken, die Schullrätin würde bei ihrem Besuch von der Sache Wind bekommen!

Als im vorigen Herbst der dritte Teil der „Schule der magischen Tiere“ erfolgreich im Kino anlief und sich zum erfolgreichsten deutschen Film des Jahres 2024 entwickelte, da hatte die Darstellerriege die Pubertät hinter sich gelassen. Aus Kindern und Jugendlichen sind junge Erwachsene geworden. Entsprechend reifer und erwachsener sind die neuesten Abenteuer der magischen Klassengemeinschaft, die Leonine nun ins Heimkino bringt.

Reifer und erwachsener – das heißt auch: gesellschaftlich relevan-

ter. Wenn Ida, Benni, Jo und Co. beim Deutschen Waldtag auftreten wollen, weil sie nicht möchten, dass der Lebensraum der heimischen Tierwelt dem Bau eines Luxushotels geopfert wird, dann ist das weit entfernt von Schuldien und scheinbar unerklärlichen Löchern auf dem Schulhof. In Zeiten der Debatte um Klimaschutz und „Fridays for Future“ ist das hochpolitisch.

Zugleich schlittert die magische Gemeinschaft erneut einer Spaltung entgegen. Zicke Helene betreibt einen Video-Kanal im Internet. Weil diesem die Abonnenten fehlen, findet sie keine Werbepartner und Sponsoren. Deren Finanzierung aber hat sie bitter nötig, denn ihr Vater (Matthias Koeberlin) hat viel Geld verloren. Die Familie muss nun das herrschaftliche Anwesen verlassen und versucht verzweifelt, alles Verwertbare zu barer Münze zu machen.

Helenes Chance

Helene glaubt, über ihren Kanal im Internet an genug Geld zu kommen, sodass die Familie ihre Villa behalten kann und nicht wegziehen muss. Ihr „Social-Media-Manager“ rät ihr, mal etwas Besonderes, Spannenderes für ihren Kanal zu filmen. Als die berühmte Modeschöpferin Maja Malakara in die Stadt kommt, wittert Helene ihre Chance: Die Klasse soll bei der Party auftreten, eine Choreografie zu „Karamell“ aufführen und Helenes Kanal neue Abonnenten gewinnen.

Das bedeutet aber: Der Waldtag wäre nicht zu schaffen! Gemeinsam mit ihrem magischen Kater Karajan (Ralf Schmitz) versucht Helene, ihre Klasse zu überzeugen. Aber ist das wirklich die Lösung? Oder muss ein anderer Plan her? Wegziehen will Helene keinesfalls. Hinter der Fassade der eingebildeten Zicke kommt eine junge Frau zum Vorschein, die ihre Freunde und ihre Gemeinschaft nicht verlieren möchte. Sie bedeuten ihr weit mehr, als man dies für möglich gehalten hätte. *Thorsten Fels*

Info

Magisches Heimkino

Die drei Teile der „Schule der magischen Tiere“, die bislang im Kino waren (Teil 4 startet voraussichtlich im Oktober), sind bei Leonine auf DVD und Blu-ray erschienen. Damit der Heimkino-Abend mit Kindern oder Enkeln kommen kann, haben wir die einzelnen Ausgaben zusammengestellt:



Die Schule der magischen Tiere

EAN DVD: 4061229125208

EAN Blu-ray: 4061229125215

Preis: ca. 6-8 Euro



Die Schule der magischen Tiere 2

EAN DVD: 4061229279703

EAN Blu-ray: 4061229279710

Preis: ca. 8-10 Euro



Die Schule der magischen Tiere 3

EAN DVD: 4061229366502

EAN Blu-ray: 4061229366519

Preis: ca. 15-20 Euro

Verlosung

Wir verlosen je eine DVD und eine Blu-ray von „Die Schule der magischen Tiere 3“. Wer gewinnen möchte, schreibe bis 19. Februar eine Postkarte mit seiner Adresse und dem Stichwort „Schule“ an: Neue Bildpost bzw. Katholische Sonntagszeitung, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Oder per E-Mail an: redaktion@suv.de.

DER HEILIGE KASTOR VON KARDEN

Ein Held und Gottesfreund

Mitte Februar feiern die Menschen an der Mosel einen Missionar aus Aquitanien



KARDEN/KOBLENZ – An der Mosel zählt er zu den bekanntesten Heiligen. So populär wie Nikolaus, Martin oder Hildegard von Bingen aber ist Sankt Kastor längst nicht. Als Namensgeber für Kinder hat er denn auch weitgehend ausgedient. Kirchlich wird er nur noch im Bistum Trier verehrt, wo sein Festtag am 13. Februar auf dem Kalender steht.

In Karden, seiner Grab- und Wirkungsstätte, die heute zur Verbandsgemeinde Cochem gehört, wird Kastors Schrein zum Fest am Altar aufgestellt. Groß gefeiert wird er als Stadtpatron auch in Koblenz, wo in der Kastor-Basilika, der ältesten und bedeutendsten Kirche der Stadt, heute ein Großteil seiner Gebeine liegt. Einige Knochensplitter finden sich auch in Eibingen bei Rüdesheim, wo der Schrein der Hildegard von Bingen steht.

► Die Statue des heiligen Kastor vor seiner Kirche in Karden an der Mosel (Bild oben) trägt ein Modell der Kastor-Basilika von Koblenz in Händen.

Die erste Lebensbeschreibung Kastors, dessen lateinischer Name soviel wie Biber bedeutet,

entstammt dem Mittelalter. Sie erzählt von einem Mann, den der Trierer Bischof Maximinus einst zum Priester geweiht habe. Der Erzählung zufolge stammte Kastor aus Aquitanien im heutigen Südfrankreich: einer römischen Provinz, die von den Pyrenäen bis zur Loire reichte und vom heutigen Bordeaux aus verwaltet wurde.

Eines Tages, heißt es, brachten ihn seine Eltern zu Bischof Maximinus nach Trier, der ebenfalls aus Aquitanien stammte und als Bischof europaweites Ansehen genoss. Der schickte ihn nach der Priesterweihe schließlich zur Missionierung in das damals Cardena genannte kleine Moseldorf Karden, in dem vor allem Fischer, Winzer und Bauern lebten. Sie sollte Kastor für den christlichen Glauben gewinnen.

Wie das Leben vieler Heiliger prägen auch Kastors Lebensbeschreibungen zahlreiche Legenden. So wird erzählt, er habe in einer Höhle am Fluss gewohnt und sei in Cardena Ende des vierten Jahrhunderts gestorben. Zugeschrieben wird ihm die Bildung ei-

ner Priestergemeinschaft, die er mit dem ebenfalls aus Aquitanien stammenden Potentinus und dessen Söhnen Felicius und Simplicius gegründet habe. Aus ihr ging eine bis ins frühe 19. Jahrhundert bestehende Stiftsgemeinschaft hervor. Von dem einstigen Kollegiatsstift stehen noch einige romanische Gebäude, allen voran die Stiftskirche aus dem zwölften Jahrhundert.

Erhebung der Gebeine

Zu größerem Ansehen kam der in Karden beigesetzte Missionar mit der Erhebung seiner Gebeine im Jahr 780 durch den Trierer Bischof Wiomad, der sie in Kardens Paulinus-Kirche bringen ließ. Der Akt kam Kastors Seligsprechung gleich. Ein gutes halbes Jahrhundert später, am Martinstag 836, ließ Triers Erzbischof Hetti den größten Teil der Reliquien in die neue Kastor-Kirche nach Koblenz bringen. Sie wurde am Folgetag geweiht.

Schon die Römer hatten um das Jahr 100 nach Christus an der Stelle des späteren christlichen Gotteshauses einen gallorömischen Tempel gebaut, an dessen Platz in der zweiten Jahrtausendhälfte ein christlicher Friedhof mit einer Memoria entstand. Als Gruftkapelle wurde die Gedenkstätte über eine Ringkrypta mit der Kirche verbunden und im zehnten Jahrhundert bedeutend erweitert.

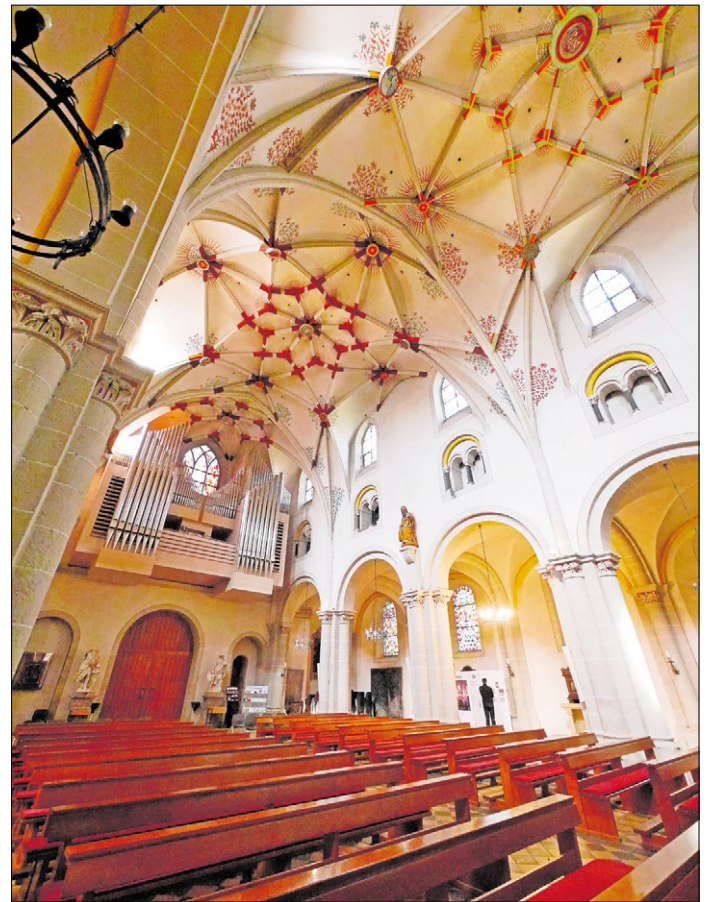
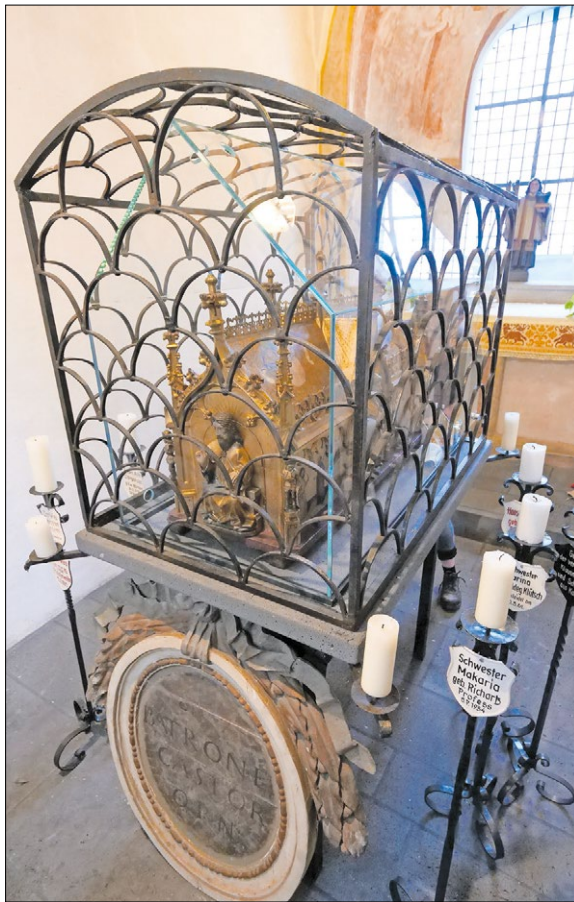


Koblenz war damals einer der wichtigsten Treffpunkte europäischer Herrscher. Die Kirche machten sie bei vielen politischen Streitigkeiten zu einem bedeutenden Schlichtungsort. So wurde dort etwa die Teilung des Frankenreichs ausgehandelt, die 843 im Vertrag von Verdun endgültig festgeschrieben wurde. Der Staufer Konrad III. ließ sich in dem Gotteshaus gar 1138 zum deutschen König ausrufen.

Legende der Salzschiffer

Neben dem Schrein mit Reliquien des Heiligen erinnert seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Handvoll großer Fresken an Kastor. Sie zeigen, wie ihn seine Eltern Bischof Maximinus vorstellen, wie er zum Priester geweiht wird, an der Mosel predigt und ein Schiff vor dem Sinken bewahrt. Die auch in anderen Gemälden dargestellte Legende erzählt von moselaufwärts fahrenden Salzschiffern, die Kastor, der am Moselufer einen kleinen Garten hatte, um dringend benötigtes Salz bat. Sie aber lachten ihn aus.

Daraufhin brach ein furchtbares Gewitter los, das das Schiff fast zum Kentern brachte und den Mast zerschmetterte. In größter Not baten die Schiffer den Einsiedler um Hilfe, der die Mächte der Natur schließlich mit seinem Gebet besänftigte. Zum Dank gaben die Geretteten reichlich von ihrer Ladung ab. Noch Jahrhunderte später, heißt es, hätten die Moselschiffer ihr Haupt entblößt, wenn sie mit ihren Schiffen an der vermeintlichen Kastor-Höhle am Ufer vorbeifuhren.



▲ Der kostbar verzierte Schrein in Karden. Rechts: Blick ins Sternrippengewölbe der Kastor-Basilika in Koblenz.

Ein Hort der Kastor-Verehrung ist indes vor allem Karden, wo ein Teil der Reliquien zurückblieb und ab dem 15. Jahrhundert in einem kunstvollen Schrein aus Tannenholz in der Stiftskirche Platz fand. Lange stand er im Chor. Seit Mitte der 1950er Jahre steht er in einer romanischen Seitenkapelle. Der Schrein gleicht einem Kirchengebäude mit Lang- und Querhaus und ist mit einem Kreuzdach bedeckt. An den Seitenwänden zeigen sich die zwölf Apostel, auf dem Dach die vier Evangelisten als geflügelte Wesen.

Die beiden Giebelseiten des Langhauses zeigen geschnitzte Halbreliefs von Christus und der Gottesmutter, die des Querhauses Petrus und Kastor, der in der linken Hand das Modell einer Kirche mit zwei Türmen hält, vermutlich der Koblenzer Kastor-Basilika. Rätsel gibt den Experten die Palme in der lin-

ken Hand des Heiligen auf: Sie wird gewöhnlich als Attribut eines Martyriums gedeutet. Davon erzählen die Legenden aber nichts.

Anfangs war es üblich, dass die Pilger unter dem Kastor-Schrein hindurchkrochen. Der Trierer Erzbischof untersagte dies aber 1789. Seitdem tragen ihn an seinem Festtag vier kräftige Männer durch die Kirche, um ihn schließlich für jeden sichtbar am Altar aufzustellen. „Sankt Kastor, Gottesfreund und Held, der in der Vorzeit Tagen durch eine finstre Heidenwelt des Glaubens Licht getragen“, singen dann die Gläubigen. „Durch Glaubenskraft und Wundermacht hast Du das Land bezwungen, durch Gottes Geist der Höllenmacht die Seelen abgerungen.“

Günter Schenk



▲ Die Basilika St. Kastor in Koblenz ist die älteste erhaltene Kirche der Stadt und beherbergt die Reliquien des heiligen Kastor von Karden.

Fotos: Schenk

01 Als der Maler Felix Sebold in einem Alter starb, in dem andere gerade die Mitte ihres Lebens erkennen wollen, hinterließ er seiner Witwe und dem 19-jährigen Sohn Adrian eine Sammlung von Bildern, von denen die Hälfte wegen ihrer modernen Ausrichtung auf dem Lande draußen keine Käufer fand. Mehr Glück hatte er mit seinen Porträts gehabt und die feinsinnigen Studien verschiedener Bauernköpfe hatten seinen Namen weit über das Tal hinaus bekannt gemacht.

Im Laufe der Jahre war es ihm gelungen, das kleine Häusl außerhalb des Dorfes Erlwies schuldenfrei zu machen. Er hätte auch sonst noch allerlei zuwege gebracht, denn er verfolgte seine Ziele mit hartnäckiger Beharrlichkeit. Der Schuss Leichtsinns in seinem Blut hatte sich schon frühzeitig verflüchtigt, sodass der ganze Mann nur noch durchdrungen war von dem Wunsch nach einem Leben in ruhigen, gesicherten Bahnen. Oh, er steckte noch voller Pläne, der Felix Sebold, als Gottes gebietende Hand aus den Wolken heraus auf ihn zeigte, damit der Tod sich nicht irrte und ihn brüderlich mitgehen ließe.

Seine Frau tat einen Schrei, als dies geschah, mitten an einem hellen Nachmittag im Frühling. Ohne Krankheit, ohne jeden Übergang geschah es. Sie hatten zusammen Kaffee getrunken, dann war er in sein Atelier gegangen, und als sie ihm nach einer Weile nachging, weil er seine Brille vergessen hatte, saß er in dem großen Korbstuhl und schlief. Das glaubte sie wenigstens zunächst, obwohl es für ihn ungewöhnlich war. Erst als sie zart über seine Hand fuhr, erschrak sie und gleich darauf bemerkte sie, dass er nicht mehr atmete.

Ihren Schrei hörte zwar niemand, denn die nächsten Häuser lagen in einiger Entfernung. Der Sohn kam erst in etwa einer Stunde von der Schule in der Kreisstadt zurück. Es war auch mehr ein Schrei des Schreckens als der Trauer, weil Irene zeit ihres Lebens mit Angst an Tod und Sterben gedacht hatte. Die Trauer stellte sich erst später ein, als sie etwas vertrauter geworden war mit dem kalten Tod, als die grausame Tatsache des Alleinseins sie überwältigte.

Es hatten keine großen Feste mehr stattgefunden in ihrem Zusammenleben. Das erste Glockenläuten war längst ausgeschwungen und das Echo war in den 20 Jahren ihrer Ehe nur mehr selten aufgekungen, obwohl sie einander gut waren und treu. Ja, gut war sie ihm immer gewesen. Geliebt hatte sie den jungen Stürmer und Draufgänger,



Maler Felix Sebold, eingebunden in das dörfliche Umfeld von Erlwies, wenn auch künstlerisch dort nicht immer voll beheimatet, wird mitten im Leben nach dem nachmittäglichen Kaffeetrinken vom Tod überrascht. Seine junge Frau Irene, die den Tod mit Bestürzung und Schmerz aufnimmt, und ihr Sohn Adrian müssen nun alleine ihr Schicksal meistern.

ger, den Mann aber hatte sie dann geachtet, weil er die leidenschaftlichen Leichtfertigkeiten seiner Jugendjahre aufgegeben hatte und nur mehr durchdrungen war von der Sorge um die Seinen. Dieses Sorgen empfand Irene Sebold als den wahrhaft wirklichen Inbegriff seines Lebens in den letzten Jahren.

In der ersten Stunde nach seinem Tod wurde ihr schon unerbittlich klar, dass nun alle Last des Lebens auf ihr liegen würde. Und sie weinte in wirklich ehrlichem Schmerz um den Mann, dem sie 19-jährig gegen alle Einwände ihrer Familie gefolgt war. Er hatte nach den Sternen gegriffen und sie hatte ihm dabei geholfen. Sie weinte, dass es den ganzen Körper schüttelte, und suchte bei allem Schmerz auch nach eigener Schuld, weil sie nun glaubte, dass sie ihrem Mann nicht genügend zugetan war. O ja, sie wurde sich schon einiger Einzelheiten bewusst. „Ich bin viel zu wenig gut gewesen zu ihm“, schluchzte sie. Aber das stimmte nicht, denn sie war ihm immer treu gewesen.

Wie seine Bilder sprachen! Der Bergsee dort, jenes Stilleben, der Feldblumenstrauß, die Kühe auf der Weide, der blausilberne Bach, der ein Mühlenrad trieb, und dann auf der Staffelei, die Farbe noch nicht ganz getrocknet, die „Birken im Sturm“. Dies letzte Gemälde hatte der Sägewerksbesitzer Anton Antretter in Auftrag gegeben. Es sollte eine ganz ordentliche Summe kosten und mit dem Geld sollte allerlei be-

gonnen werden. So hatten es Sebalds geplant, aber mitten durch diese Rechnung zog sich nun der dicke, schwarze Strich, mit dem der Tod seine eigene Rechnung präsentierte.

So weinte Irene auch um der nun undurchführbaren Pläne willen bitterlich und vergaß dabei die Dinge, die nun zunächst zu tun gewesen wären. Es müsste der Arzt verständigt werden, das Glöcklein müsste läuten im Turm der Kirche und der Sarg müsste bestellt werden. Allerlei wäre noch zu tun. Aber Irene war fassungslos und blickte nur einmal auf die Uhr, ob es nicht bald an der Zeit wäre, dass Adrian käme. Nein, sie war zu gar nichts fähig. Ganz still, den Kopf mit dem aschblonden Haar in die Hände gestützt, saß sie da und schaute in das stille Gesicht, in dem der Mund ein klein wenig offen stand, als wäre Felix Sebold erschrocken, als die kalte Hand des Todes ihn berührt hatte.

So fand Adrian sie, als er nach Hause kam. Ihn traf das Unglück noch viel schwerer, denn seiner Natur nach hatte ihn alles zu diesem vorbildlichen Vater hingezogen. Er konnte einfach nicht fassen, dass die freundlichen Augen ihn niemals mehr beim Heimkommen grüßen sollten.

38 Jahre war Irene alt. Sie sagte Adrian beim Heimgehen vom Postamt, wo sie ein Telegramm an den Bruder des Verstorbenen aufgegeben hatten, dass sie nie mehr heiraten werde. Sie sagte das nicht, weil es ihr etwa heldenhaft erschienen wäre,

dem Felix die Treue über das Grab hinaus halten zu wollen, sondern weil sie in der Trauer den Mut fand, ihr Leben von diesem Zeitpunkt an abzuschließen, um in einer neuen Ordnung mit dem Sohn weiterzuleben.

Der Sohn war ihr genaues Ebenbild. Er hatte das blonde Haar von ihr, das schmale Gesicht, die samt-dunklen Augen mit den schnurgeraden Brauen darüber und den weichen, schwellenden Mund. Man hätte ihn, da er ziemlich groß war, für einen jüngeren Bruder von Irene halten können.

Und es war dann so, dass die beiden Menschen sich von der Stunde der Einkehr des Todes bis zum Tage des Begräbnisses innerlich so nahe kamen wie nie zuvor. Die gemeinsame Trauer trieb sie zusammen und deckte Wesenszüge auf, die vorher nie ganz zusammengefunden hatten, weil die zwiefache Liebe des Vaters immer dazwischengestanden hatte.

Nun war der Tag der Beisetzung gekommen. Der Himmel hing bleiern über dem Land. In der Nacht hatte es geregnet und die Berge waren von Nebeln verhangen. Dumpf und schwer läuteten die Glocken vom Kirchturm zu Erlwies, ein langer Trauerzug folgte dem Sarg das Sträßlein zum Bergfriedhof hinauf. Es zeigte sich, dass Sebald doch sehr beliebt gewesen war. Aus jedem Haus gab ihm jemand das letzte Geleit.

Auch am Grab war zu vernehmen, dass er ein braver, grundgütiger Mensch gewesen war. Das Rührendste aber war ein Kranz aus Latschen und gelben Primeln, den die Burschen des Trachtenvereins von Erlwies auf den kiesigen Hügel legten, weil sie ihren Maler auf diese Weise nochmals grüßen wollten. Er hatte immerhin ein Jahrzehnt unter ihnen gelebt und ihnen immer bereitwillig die Theaterkulissen gemalt. Er hatte sie und sie hatten ihn verstanden und darum bewiesen sie ihm am Grab ihre Verbundenheit.

Hinter Irene und Adrian stand Goliath, der einzige Bruder des Verstorbenen. Er hieß eigentlich Hermann, aber weil er in seinen körperlichen Ausmaßen einem Riesengleich, hatte Felix ihm diesen Spitznamen gegeben.

► Fortsetzung folgt

Hans Ernst:
Wetterleuchten
um Maria
© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-54079-0



GRUNDLEGENDE KOMPETENZ

Vom Kritzeln zur Handschrift

Warum viele Kinder nicht mehr richtig schreiben lernen, dies aber wichtig ist

Heißt es Fata oder Vater? Schreiben macht immer mehr Kindern Probleme. Nicht nur, was die Rechtschreibung angeht, sondern auch der Schreibakt selbst.

Die gewellte Linie nachfahren, mal hoch, mal herunter, mit möglichst gleichmäßigem Druck auf dem Stift: Schwungübungen wie diese können bereits ein Kita-Kind auf das Schreiben in der Schule vorbereiten. Aber auch das freie Ausprobieren mit Zettel und Malstift gehört dazu: „Was zunächst einmal wie wildes Krickelkrakel aussieht, ist der Startpunkt für die Entwicklung einer individuellen Handschrift“, sagt Tal Hoffmann, Leiterin des Schreibmotorik Instituts. Die Schrift entwickelt sich demnach bereits ab einem Alter von etwa drei Jahren, wenn Kinder das erste Mal zu Stiften greifen und mit dem Kritzeln beginnen.

Mit der Hand auf Papier zu schreiben lässt allerdings immer mehr nach. Zum „Tag der Handschrift“ machten Verbände und Pädagogen darauf aufmerksam: Jedes dritte Mädchen und jeder zweite Junge kämpft laut Studien mit einer unleserlichen Schrift oder einer verkrampften Stifthaltung. Auch das Schreibtempo hat demnach nachgelassen: 79 Prozent der Lehrkräfte berichten von verschlechterten Kompetenzen von Schulanfängern beim Handschreiben, so das Ergebnis der „Step-Studie“ 2022, die das Schreibmotorik-Institut gemeinsam mit dem Verband Bildung und Erziehung (VBE) durchgeführt hat.

Gezielte Förderung nötig

„Probleme mit dem Handschreiben beginnen bereits im Kindergartenalter und verflüchtigen sich leider meistens nicht einfach von selbst, sondern bleiben über die Schulzeit hinweg bis ins Berufsleben bestehen, wenn keine gezielte Förderung stattfindet“, erklärt Hoffmann. Dies werde immer wichtiger, da viele Kinder zu Hause nicht die nötige Unterstützung erfahren. Doch warum muss man überhaupt selbst mit Hand und Stift Buchstaben und Wörter produzieren können? Reicht im Zeitalter der Digitalisierung nicht das Tippen und Wischen auf dem Smartphone oder Tablet?

„Durch die Feinmotorik beim Schreiben werden Verknüpfungen

im Gehirn geschaffen, die für das Denken grundlegend sind“, sagt Stephanie Ingrid Müller, Leiterin des Mediastep-Instituts in Erlangen.

Komplexe Feinmotorik

Erwiesen sei etwa, dass man sich Dinge, die man selbst mit der Hand geschrieben habe, besser merken könne. „Das Schreiben mit der Hand ist die hochkomplexeste Feinmotorik, die wir Menschen überhaupt entwickeln können. Und sie ist an die Sprachentwicklung gekoppelt“, sagt Müller, die auch Lehrkräfte aus- und fortbildet. „Wenn ich die Sprache nicht gut kann, dann werde ich auch nicht gut schreiben können. Die zwei Komplexe – also die neuronalen Areale, die für Sprache im Gehirn zuständig sind, und die, die für Feinmotorik zuständig sind – müssen im frühen Kindesalter beide entwickelt werden und sich dann Richtung Schule miteinander verknüpfen“, erklärt sie.

Wichtige Bedingung für die feinmotorische Entwicklung sei die grobmotorische Entwicklung, also Bewegung im Kleinkindalter. Sowohl grob- als auch feinmotorische Fertigkeiten ließen bei Kindern allerdings mehr und mehr nach. Außerhalb der Schule werde kaum noch mit der Hand geschrieben.

Allerorten tippen die Menschen in Handys, Laptops oder Tablets. Tippen oder Wischen könne den komplexen Vorgang des Schreibens mit der Hand aber nicht ersetzen, so die Pädagogin und Digitalcoachin des Bayerischen Sozialministeriums.

Wer einmal richtig gelernt habe, mit der Hand zu schreiben und dies auch angewendet habe, verlerne das nicht mehr, sagt sie. Aber die Kinder, wie sie jetzt heranwachsen, „die haben das noch nicht im Gehirn als Spur“. Beim Tippen und noch mehr beim Wischen würden viel weniger Fingerbewegungen benötigt als beim Schreiben auf Papier.

Uneinheitliche Schriften

Was die Sache nicht einfacher macht: die uneinheitlichen Schriftarten, die an Deutschlands Schulen gelehrt werden. „Wir lehren in 16 Bundesländern sieben verschiedene Arten zu schreiben. Wenn ein Kind das Bundesland oder sogar nur den Wohnort wechselt, muss es unter Umständen eine neue Schrift lernen“, kritisiert die Expertin.

Sie plädiert auch für ein Umdenken beim Schreiblernen: Bis in die 1980er Jahre lernten die Kinder zunächst die verbundene Schrift. Mitte der 1980er Jahre änderte sich das. „Damals nahmen die Printme-

dien zu. Und dann hat man immer mehr Flyer und Plakate und was auch immer gedruckt. Und man dachte, es sei einfacher, den Kindern erst die Druckschrift und dann die verbundene Schrift beizubringen. Das war eine Fehlentscheidung“, findet Müller.

Die verbundene Schreibschrift bilde die Sprache ab: „Wer sie kann, der hat überhaupt kein Problem, die viel einfachere Druckschrift zu lernen. Umgekehrt ist es aber hochproblematisch.“ In Verbundschrift werde die Sprache in Silben geschrieben. „Das entspricht unserer Sprache, weil wir in Silben sprechen, und so sollten die Kinder das ja auch in der Schule lernen.“

Müller wendet sich auch dagegen, die Kinder etwa in der ersten Klasse in ein Aufsatzheft schreiben zu lassen, ohne dass die Rechtschreibung dabei eine Rolle spiele: Man wolle den Kindern damit die Freude am Schreiben erhalten, so das Argument für dieses Konzept, das in vielen Schulen üblich ist.

Müller ist anderer Meinung: „Man sollte von Anfang an lernen, wie ein Wort richtig geschrieben wird. Sonst werden im Gehirn die neuronalen Verknüpfungen falsch verdrahtet. Das kann lebenslange Rechtschreibprobleme zur Folge haben.“ *Nina Schmedding (KNA)*



▲ Immer mehr Kinder haben Schwierigkeiten, das Schreiben zu erlernen.

Foto: KNA

NEUE STUDIE

Familien: Häufig mitbetroffen

Über zwei Drittel der Menschen im Land hatten schon Berührung mit Depressionen

LEIPZIG (KNA) – Über fünf Millionen Menschen sind hierzulande schon einmal an einer Depression erkrankt – einer Erkrankung, die die Familie mitbetrifft. Bislang werden Angehörige laut Fachleuten zu wenig in die Behandlung eingebunden.

Fast die Hälfte der Menschen in Deutschland ist direkt oder indirekt von Depressionen betroffen: Zu diesem Ergebnis kommt das Deutschland-Barometer Depression der Stiftung Deutsche Depressionshilfe und Suizidprävention. 24 Prozent der Deutschen seien selbst erkrankt, 26 Prozent als Angehörige mitbetroffen.

Große Belastung

Rund drei Viertel der Angehörigen beschrieben die Erkrankung als große Belastung für das Familienleben. „Depression betrifft die ganze Familie“, sagte der Stiftungsvorsitzende Ulrich Hegerl. Daher sei es sinnvoll, Angehörige in die Behandlung einzubinden und zu informieren.

Nur ein knappes Drittel der Befragten (28 Prozent) gab demnach an, noch nie mit Depressionen in Berührung gekommen zu sein. Es gebe wirksame Behandlungsmöglichkeiten, aber auch zahlreiche Missverständnisse und „diagnostische und therapeutische Defizite“, mahnte Hegerl.

Veranlagung entscheidend

So überschätzten viele Menschen den Einfluss äußerer Faktoren, die zwar eine depressive Phase auslösen könnten, aber nicht deren Ursache seien. 94 Prozent schätzten jeweils Schicksalsschläge, Probleme in der Familie oder Stress als bedeutsam oder sehr bedeutsam für das Aufkommen einer Depression ein. Auch in den sogenannten Sozialen Medien kursierten entsprechende Vorstellungen.

Entscheidend sei jedoch die Veranlagung, erklärte der Experte. So hätten 34 Prozent der Befragten mit einer diagnostizierten Depression ebenfalls erkrankte Familienmitglieder; bei Befragten ohne diese Diagnose waren es 13 Prozent.

46 Prozent der befragten Erkrankten erklärten, die Familie gebe ihnen das Gefühl, nicht alleine zu sein. Bei 41 Prozent haben Familienmitglieder eine Veränderung bemerkt und die Betroffenen darauf angesprochen; 38 Prozent wurden von Angehörigen ermutigt, sich professionelle Hilfe zu suchen.

Die Familie sei zudem für ein gutes Drittel (34 Prozent) eine Stütze bei der Bewältigung des Alltags. „Morgens aufstehen, den Geschirrspüler ausräumen oder einen Arzttermin vereinbaren – all diese Tätigkeiten können in der Depression die größte Herausforderung sein“, sagte Hegerl. Es sei wichtig zu wissen, dass Betroffene sich eben nicht gehenließen, sondern dass ihnen krankheitsbedingt Antrieb und Hoffnung fehlten.

Familienzusammenhalt

Häufig zögen sich depressiv erkrankte Menschen von anderen zurück, „weil ihnen alles zu viel wird“, sagte der Forscher. Dies könne zu Missverständnissen und Konflikten führen. Jede zweite Familie berichte

jedoch im Rückblick, dass sich die Beziehung zueinander vertieft oder verfestigt habe.

„Einfach da sein“

Wenn jemand eine Behandlung zunächst ablehne, helfe nur Geduld, fügte Hegerl hinzu. Die Studie unter 5000 Personen zwischen 18 und 69 Jahren umfasste den Angaben zufolge auch zwei offene Fragen. Auf die Frage, was Betroffenen am meisten geholfen habe, lautete die häufigste Antwort: „einfach da sein“. Als eher kontraproduktiv beschrieben es die meisten, wenn nahestehende Menschen die Depression nicht als Erkrankung betrachten oder Druck ausgeübt hätten. *Paula Konersmann*

Hinweis:

Wenn Sie Suizidgedanken haben oder bei einer anderen Person wahrnehmen: Kostenfreie Hilfe bieten in Deutschland der Notruf 112, die Telefonseelsorge 0800 1110 111 und das Info-Telefon Depression 0800 33 44 5 33. Weitere Infos und Adressen finden sich unter www.deutsche-depressionshilfe.de.



▲ Laut einer neuen Studie ist fast die Hälfte der Menschen in Deutschland direkt oder indirekt von Depressionen betroffen.

Foto: JenaFoto24.de/pixelio.de

CHECKLISTE MACHEN UND VERTRAUTHEIT SCHAFFEN

Ganz eigene Herausforderungen

Ein Krankenhausaufenthalt will gut vorbereitet sein – Woran man denken sollte

Niemand möchte länger als nötig in ein Krankenhaus gehen. Dennoch ist manchmal ein stationärer Aufenthalt nötig. Wie man sich am besten darauf einstellen kann.

Ein komplizierter Beinbruch, ein Herzinfarkt oder eine schwere Gehirnerschütterung – manchmal landet man schneller im Krankenhaus, als einem lieb ist. Andere Aufenthalte wie für eine Hüft- oder Rücken-OP sind planbar. In beiden Fällen finden sich Patienten in einem für sie ungewohnten Umfeld wieder. Eine gute Vorbereitung kann helfen.

Bei einem Krankenhausaufenthalt ist vieles anders: das frühe Wecken zum Blutdruckmessen, die Essenszeiten, Pflegeverrichtungen, Arztgespräche, ein fremder Mitpatient im Krankenzimmer, der vielleicht auch noch viel Besuch bekommt. Nicht jeder kommt mit diesen Dingen gleich gut zurecht. Um etwas Privatsphäre zu haben, könne es da schon helfen, Musik über einen Kopfhörer zu hören, sagt Marion Stein, Leiterin des Patienteninformationszentrums im Bräuerkrankenhaus Trier.

Vor allem Kinder und Menschen mit Demenz sehen sich laut Stein bei einem Krankenhausaufenthalt vor ganz eigenen Herausforderungen. Für Letztere bedeute dies wegen der anderen Umgebung und einem veränderten Tagesablauf zusätzlichen Stress. Bei Menschen mit einer leichten Demenz verschlechterten sich mitunter die Symptome, „weil die gewohnte Umgebung wegfällt“.

Mit Begleitperson?

Sinnvoll sei kritisches Abwägen, ob eine stationäre Aufnahme bei ihnen überhaupt notwendig sei. Bei einem unvermeidbaren Aufenthalt sollte geklärt werden, „ob es sinnvoll und möglich ist, eine Begleitperson mitzunehmen“; dies gelte auch bei Kindern.

Vertraute Dinge wie ein Fotoalbum mit Bildern geliebter Menschen können der Expertin zufolge Demenzerkrankten einen Klinikaufenthalt erleichtern. Auch die Kleidung in der Krankenhaustasche sollte dem alten Menschen vertraut sein. „Es sollten keine neuen Sachen wie ein noch nie getragener Schlafanzug eingepackt werden, der nicht erkannt wird.“ Angehörige sollten



▲ Für Kinder können Krankenhausaufenthalte wegen der veränderten Umgebung und den ihnen fremden Ärzten schwierig sein. Da hilft es, wenn Mutter oder Vater ihr Kind bei medizinischen Maßnahmen begleiten dürfen. Foto: Imago/Funke Foto Services

zudem die Besuchszeiten mit dem Pflegepersonal absprechen und auch, ob und wie sie den demenzenden Patienten am Krankenbett – etwa bei der Nahrungsaufnahme oder bei der Körperpflege – unterstützen möchten. „Menschen mit Demenz sind auf Vertrautheit angewiesen“, sagt Stein. „Vertrautheit mindert Unruhe.“

Eine Klinik mit ihren gleichförmig wirkenden Fluren und Etagen könne Menschen mit Demenz indes verwirren. Deshalb sollten diese unbedingt ein sogenanntes Patienten-Identifikationsarmband tragen, das in den meisten Krankenhäusern inzwischen Standard ist. Anhand dieses Armbands sind umherirrende Patienten eindeutig zu erkennen und können vom Personal gezielt angesprochen werden.

Ob bei Senioren oder Kindern – „vieles kann inzwischen auch ambulant gemacht werden“, sodass ein stationärer Aufenthalt oft gar nicht nötig sei, sagt die Expertin. Eltern sollten klären, bei welchen medizinischen Maßnahmen sie ihr Kind im Krankenhaus begleiten dürfen. „Oft geht das bis kurz vor den OP.“ Wichtig sei es, dass die Eltern Ruhe ausstrahlen, besonnen bleiben und den Pflegeprofis Vertrauen entgegenbringen: „Kinder spüren Misstrauen, das überträgt sich auf sie.“

Anhand von Bilderbüchern könnten Eltern Kinder spielerisch auf die Tage im Krankenhaus vorbereiten. „Man sollte altersgemäß mit ihnen sprechen und ihnen erklären, was auf sie zukommt – etwa eine Blutentnahme“, erklärt Stein. Hilfreich sei es auf jeden Fall, dem Kind ein Kuscheltier als „Trosthelfer“ einzupacken.

Das muss in die Tasche

Und bei Erwachsenen? Das Trierer Krankenhaus hat eine eigene Checkliste für Patienten erstellt, damit diese die richtigen Dinge wie Kleidung und Pflegeprodukte in ihre Krankenhaustasche packen. Gerne vergessen wird laut Stein der Medikationsplan, eine Übersicht über die regelmäßig eingenommenen Arzneien. Eine vorhandene Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht sollten ebenso mitgebracht werden wie Informationen über Allergien, blutgerinnungshemmende Medikamente oder einen Herzschrittmacher.

Alleinlebenden und älteren Menschen mit Vorerkrankungen rät die gelernte Krankenschwester mit Gerontologie-Diplom, bereits vorsorglich eine Tasche für einen möglichen Krankenhausaufenthalt zu packen: „Es ist schwierig, im Notfall eine

fremde Person zu bitten, sich durch meine Kleiderschränke zu hangeln.“

Ein weiterer Tipp von Stein ist eine sogenannte Notfalldose – ein kleiner Behälter mit Schraubverschluss. Er enthält die wichtigsten Informationen zur Person: Daten zu Kontaktpersonen, Hinweise auf Erkrankungen, der Name des Hausarztes und eine mögliche Patientenverfügung. „Sie ist wie ein kleiner Notfallpass und wird in der Regel im Kühlschrank platziert – mit einem entsprechenden Hinweis an der Haustür.“

Dies sei ideal, wenn einmal der Rettungsdienst kommen muss; er hat damit alle wichtigen Informationen schnell zur Hand, sagt Stein. Denn vor allem ältere Menschen seien bei einem medizinischen Notfall schnell überfordert.

Angelika Prauß (KNA)

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegen ein Prospekt von WALBUSCH Walter Busch GmbH & Co. KG, Solingen, und eine Spendenbeilage von Dt. Kinderkrebsstiftung, Bonn, bei. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



▲ Der schwedische Sieg bei Narva auf einem Gemälde von Gustaf Cederström (1910).

Vor 325 Jahren

Der Niedergang eines „Löwen“

Monarchischer Wagemut endete bei Marsch auf Moskau

Unter der Dynastie der Wasa war Schweden bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts zur europäischen Großmacht aufgestiegen. Der „Löwe des Nordens“ hatte seine Hegemonie vor allem den Erfolgen Gustav II. Adolfs zu verdanken. Im Jahre 1700 holten Schwedens Konkurrenten zum Gegenschlag aus – der Beginn eines 20-jährigen Kriegs.

Zum schwedischen Imperium gehörten auch Finnland, Teile Norwegens, die baltische Küste mit Karelrien, Ingermanland und Livland sowie Vorpommern, Wismar und das Umland von Bremen. Der Ostseeraum war bereits damals von größter wirtschaftlicher und strategischer Bedeutung: Den Seemächten Westeuropas lieferte er insbesondere die Rohstoffe für Handels- und Kriegsflotten.

Die schärfsten Rivalen Schwedens, das den Handel mit Kupfer, Silber und Eisen kontrollierte, waren erstens Dänemark, zweitens das aufstrebende Russland unter Peter dem Großen und drittens Sachsen, dessen Kurfürst August der Starke 1696 in Personalunion König von Polen geworden war. Die geschickte Diplomatie Johann von Patkuls, Kopf des livländischen Adels, brachte die drei Mächte in einer Offensivallianz zusammen.

Ohne formelle Kriegserklärung begann am 12. Februar 1700 ein 14000 Mann starkes polnisch-sächsisches Heer mit dem Vorstoß auf Riga. Einen Monat später fiel Dänenkönig Friedrich IV. in das mit Schweden befreundete Holstein ein. Die Achillesferse der Schweden schien ihr erst 18-jähriger König Karl XII. zu sein. Doch schon bald sollte der junge Monarch, den die Nachrichten vom sächsischen Überfall auf der

Bärenjagd erreichten, als ebenso wagemutiger wie brutaler Feldherr seinen Gegnern das Fürchten lehren.

Zunächst wandte er sich mit seiner exzellenten Armee gegen Dänemark: Von einer britisch-holländischen Flotte unterstützt, landete er im Juli 1700 völlig unerwartet mit seinen Truppen vor Kopenhagen und zwang Friedrich zum Friedensschluss. Im November brachte Karl mit nur 8000 Mann einer 40000 Mann starken russischen Armee, die die Festung Narwa belagerte, eine vernichtende Niederlage bei.

Nun konnte er sich auf August den Starken konzentrieren, dessen Heer er jahrelang durch Polen verfolgte. 1706 fiel Karl in Sachsen ein, marschierte im Triumph durch Leipzig und Dresden und zwang August zum (1709 revidierten) Verzicht auf die polnische Krone. Doch mittlerweile hatte sich Zar Peter von den Niederlagen erholt, und mit einer reformierten Armee war es ihm gelungen, die Newa-Mündung und große Teile des schwedischen Baltikums zu erobern.

Russland hatte sich den Zugang zur Ostsee gesichert und das Fenster zum Westen aufgestoßen. Karl XII., der sich als neuer Alexander feiern ließ, entschloss sich zu einer Militäroperation, die wie später bei Napoleon und Hitler in einer Katastrophe endete: dem Marsch auf Moskau.

Peters Truppen drängten die Invasoren immer weiter nach Süden ab und schlugen sie 1709 bei Poltawa in der Ost-Ukraine vernichtend. Karl XII. gelang die Flucht ins Osmanische Reich. Der „berühmte Krieg des Nordens“ (so Voltaire) zog sich noch bis 1721 hin und besiegelte den Aufstieg Russlands zur dominierenden Macht Osteuropas.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

8. Februar

Josefine Bakhita

Gregor Mendel, Priester des Augustinerordens, veröffentlichte vor 160 Jahren Ergebnisse seiner Kreuzungsexperimente mit Erbsen. Anfänglich fanden sie nur wenig Beachtung. Später wurden sie zur Grundlage der nach ihm benannten „Mendelschen Regeln“ der Vererbung in der Genetik.



Mathematiker und Naturwissenschaftler starb 1650.

12. Februar

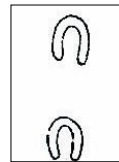
Julianus Hospitator

Vor 25 Jahren starb Charles M. Schulz (* 1922). Der US-amerikanische Comic-Zeichner ist der Erfinder der Comicserie „Die Peanuts“. Bis zum letzten Bild arbeitete Schulz alleine an seinem Werk. Jeder der über 17000 Strips war von ihm gezeichnet und gelettert.

9. Februar

Anna Katharina Emmerick

Im Süden der englischen Grafschaft Devon ängstigten mysteriöse „Fußspuren des Teufels“ im Schnee 1855 die Bevölkerung. Die Erklärungsversuche reichten vom absichtlichen Anbringen durch einen Schwindler bis hin zu Abdrücken durch Springmäuse. Letztere gilt als wahrscheinlich.



10. Februar

Scholastika

Boris Pasternak († 1960) kam vor 135 Jahren zur Welt. Bekannt ist er vor allem für seinen Roman „Doktor Schiwago“. Wegen der scheinbar kritischen Darstellung der Oktoberrevolution durfte der Roman in der Sowjetunion offiziell erst 1988 erscheinen.



11. Februar

Theobert von Tholey

Das vermutlich bekannteste Zitat von René Descartes (* 1596) dürfte der Ausspruch „Ich denke, also bin ich“ sein. Der französische Philosoph,

13. Februar

Christina von Spoleto

1945 wurde Dresden mehrere Tage lang durch alliierte Flächenbombardements weitgehend dem Erdboden gleichgemacht (Foto unten). Der Angriff war bis dahin der zerstörerischste der Geschichte. Erst wurden Sprengbomben abgeworfen, die die Dächer abdeckten, damit die Brandbomben einen Feuersturm auslösten. Die Zahl der Todesopfer – darunter viele Frauen, Kinder und Flüchtlinge aus den Ostgebieten – war schwer zu ermitteln.

14. Februar

Valentin, Cyrill und Methodius

Johann Friedrich Naumann gilt als Begründer der Vogelkunde in Mitteleuropa. In seinem Werk „Taxidermie“ erläuterte der deutsche Ornithologe seine Methode, Vögel (besonders lebendig aussehend) auszustopfen. Zudem erstellte er Kupferstiche für die „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands“ seines Vaters Johann Andreas Naumann. Johann Friedrich Naumann kam 1780 zur Welt.

Zusammengestellt von Lydia Schwab

Dresden nach den Luftangriffen: Der Blick vom Rathausturm nach Nordwesten zeigt, dass von vielen Gebäuden nur noch die Außenmauern stehen. Das Ausmaß der Zerstörung lässt das erlebte Grauen erahnen – Löscharbeiten scheiterten größtenteils, weil die Technik der ausgerückten Feuerschutzpolizei ebenfalls den Bomben zum Opfer gefallen war.



SAMSTAG 8.2.

Fernsehen

- 17.35 ZDF: **Plan B.** Jeder Baum zählt. Reportage über Bäume als Hoffnungsträger im Klimawandel.
- 20.15 Arte: **Auf den Spuren der ersten Amerikaner.** Doku über neue archäologische Funde.

Radio

- 18.05 DKultur: **Feature.** Der letzte Tag. Das Attentat von Hanau.

SONNTAG 9.2.

Fernsehen

- 9.00 ZDF: **37° Leben.** Stein für Stein gegen das Vergessen.
- 9.30 ZDF: **Ev. Gottesdienst** aus der Dreikönigskirche in Frankfurt/Main.
- 10.00 Bibel TV: **Heilige Messe** aus dem Kölner Dom.
- 18.45 3sat: **Das weiße Haus am Rhein.** Im Hotel Dreesen tobt in den 1920ern ein Machtkampf um dessen Zukunft. Historienfilm.
- 19.30 ZDF: **Unser Leben – Wie es beginnt.** Geburt und Tod sind Teil des Lebens. Aber was erleben wir in den neun Monaten vor unserer Geburt und was beim Sterben? Teil zwei am 16.2.
- 20.15 3sat: **Davos 1917.** Krankenschwester Johanna kehrt schwanger von ihrem Rotkreuzeeinsatz an der Front zurück. Verzweifelt lässt sie sich auf einen Deal mit dem Geheimdienst ein. Serie.

Radio

- 8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen (kath.).** Noch im Straflager die Bergpredigt Jesu vor Augen. Vor einem Jahr starb Alexej Nawalny.
- 10.00 Horeb: **Heilige Messe** aus der Wallfahrtsbasilika Maria Brunnlein. Zelebrant: Wallfahrtsrektor Norbert Traub.

MONTAG 10.2.

Fernsehen

- 20.15 ZDF: **Die Stille am Ende der Nacht.** Kommissar Fischer ging im Streit mit dem Team in Pension. Er ist überzeugt, dass eine Unschuldige in Haft sitzt. Nun gibt es eine neue Spur. Krimi.
- 22.00 BR: **Lebenslinien.** Skirennfahrer Gerd Schönfelder ist der erfolgreichste Athlet in der Geschichte der Winter-Paralympics.

Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage (kath.).** Diakon Paul Lang, Amöneburg. Täglich bis einschließlich Samstag, 15. Februar.
- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Ideologiefrei ideologisch. Wie eine philosophische Idee zum Kampfbegriff wurde.

DIENSTAG 11.2.

Fernsehen

- 20.15 ZDF: **Donald Trump.** Rückkehr an die Macht. Doku.
- 22.55 Arte: **Becoming Nawalny.** Er war Putins Staatsfeind Nr. 1.

Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Nachhaltige Stadtentwicklung. Wie Architektur zum Klima-Bauen strebt.

MITTWOCH 12.2.

Fernsehen

- 19.00 BR: **Stationen.** Über Grenzen gehen.
- 20.15 3sat: **Das Recycling-Versprechen.** Wege aus der Rohstoffkrise.

Radio

- 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Der fromme Visionär von Halle. August Hermann Francke und sein Werk.

DONNERSTAG 13.2.

Fernsehen

- 22.40 MDR: **80 Jahre Ende Zweiter Weltkrieg.** Die Dresdner Frauenkirche – Hoffnung, Versöhnung, Sandstein.
- 22.45 WDR: **Menschen hautnah.** Deutschlands härtester Wahlkreis. Kampf um jede Stimme im Duisburger Norden.

Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Methoden der Meinungsforschung. König Zufall dankt ab.

FREITAG 14.2.

Fernsehen

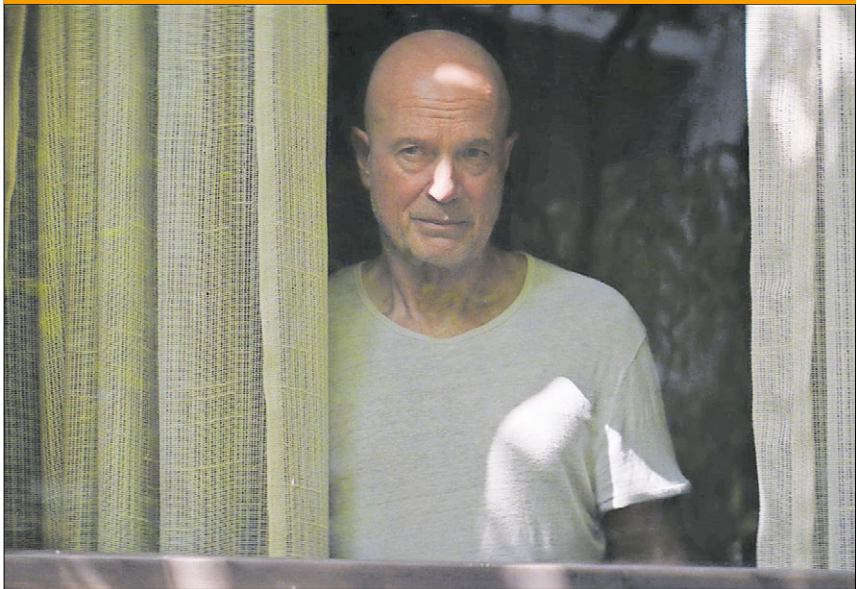
- 19.40 Arte: **Auswanderer-Paradies Albanien?** Reportage.
- 20.15 ARD: **Eine mit Herz – Familiengeheimnisse.** Biobäuerin Tanja ist bankrott. Gerichtsvollzieherin Billy Kuckuck will helfen. Reihe.

Radio

- 19.30 DKultur: **Literatur.** Das Ende der katholischen Dominanz. Neue irische Literatur.

📺: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Eine Familie im Ausnahmezustand

Als sich Großvater Joachim kurz vor seinem 80. Geburtstag das Leben nimmt, ist das ein Schock für die ganze Familie. Allen voran: Sohn Andreas (Christian Berkel), den angesichts dieser Tat neben Trauer auch hilflose Wut befällt. Zu allem Überfluss taucht auch noch Tante Bernadette aus Paris auf, die offenbar nicht darüber informiert wurde, dass der Geburtstag ausfällt. Die unkonventionelle und kompromisslos ehrliche Frau mischt die Familie ordentlich auf. Das Drama „Querschuss“ (ARD, 12.2., 20.15 Uhr) ist ein starker Ensemblefilm und verhandelt Fragen von Schuld, Einsamkeit und Würde. Foto: BR/Arte/Claussen+Putz Filmproduktion GmbH/Julian Krubasik



Doku: Die mächtigen Männer hinter Putin

Kurz bevor sich der russische Überfall auf die Ukraine zum dritten Mal jährt, blickt Arte mit einem Themenabend nach Moskau: Wie gelingt es Wladimir Putin immer noch, dem Westen die Stirn zu bieten? Ohne die finanzielle Unterstützung durch die russischen Oligarchen wäre der Krieg längst verloren. Die dreiteilige Dokumentation „Putins Oligarchen“ (Arte, 11.2., 20.15 Uhr) deckt auf, wie es den Milliardären gelang, das globale Finanzsystem zu bestechen. Der Film bildet vier wechselvolle Jahrzehnte ab, in denen die Oligarchen aufstiegen, verfolgt wurden und nun den Ukrainekrieg mitfinanzieren. Foto: Yami 2

Tragikomödie über Leben und Tod

Nach einem Streit unter Einbrechern sind zwei von ihnen auf der Flucht und entführen einen Reisebus. Die Geiseln verhalten sich allerdings sonderbar. Als den Kidnappern klar wird, dass sie es mit Trauernden zu tun haben, die auf dieser Reise versuchen, mit ihrem Schmerz klarzukommen, ahnen sie noch nicht, wie diese Trauerreise auch ihr Leben verändern wird: „Nichts zu verlieren“ (BR, 8.2., 20.15 Uhr).

Senderinfo

katholisch1.tv

bei augsburg.tv und allgäu.tv sonntags um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22 Uhr). Täglich mit weiteren Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv.

K-TV

auf Astra digital: 19.2 Grad Ost, Transponder: 113, Frequenz: 12,633 GHz; über Kabel (z.B. Vodafone, Telekom); im Internet: www.k-tv.org.

Radio Horeb

bundesweit empfangbar über DAB+ sowie über Kabel, Satellit, Internet, Telefon, Sprachassistenten und über die Horeb-App.



Märchenhaftes Kinderspiel

Ob als Hutmacher, Kaninchen, Herzkönigin oder Alice – im Spiel „Alice im Wunderland“ (Huch! Verlag) müssen die Mitspieler so viele Kekse sammeln wie möglich. Dabei benutzen sie ihre Bewegungskarten und treffen unter anderem auf die Grinsekatze.
Doch Achtung vor dem Kaninchenloch. Wer allerdings vorher die Raupe getroffen hat, die einen groß gemacht hat, muss sich keine Sorgen machen. Denn dann kann einem über dem Kaninchenloch nichts passieren.
„Alice im Wunderland“ ist eine wunderschöne Umsetzung des Kinderbuchklassikers von Lewis Carroll mit allen beliebten Charakteren. Es eignet sich für zwei bis vier Spieler ab sechs Jahren.

Wir verlosen zwei Spiele. Wer gewinnen will, schicke das Lösungswort des Kreuzworträtsels mit seiner Adresse an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost Rätselredaktion Henisiusstraße 1 86152 Augsburg redaktion@suv.de

Einsendeschluss: 12. Februar

Über die CD aus Heft Nr. 4 freuen sich:
Christel Schlör,
51061 Köln,
Rudolf Stark,
86554 Pöttmes,
Margret Wilhelm,
87463 Dietmannsried.

Herzlichen Glückwunsch!
Die Gewinner aus Heft Nr. 5 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Gabe an Gott	Ort bei Stralsund	eh. dt. Triathlet (Jan)	süd-deutsch: Straßenbahn	Wortteil: Landwirtschaft	deutsche Vorsilbe: schnell	englische Musikrichtung	dt. Schauspielerin, † 2019	spanischer Ausruf
				gelernter Handwerker			8 10	
gläubig, gottesfürchtig			Steinfrucht aus Asien		2			bayr. Künstlerfamilie (18. Jh.)
		11		Jubelwelle im Stadion (La ...)			kurzes Zeitmaß	starker Egoismus
feierliches Gedicht						niederl. TV-Moderatorin (Sylvie)		
			Kreuzesinschrift					7
Vorn. von Schausp. Ochsenknecht	geländegängiges Fahrzeug					ungefähr	Initialen des Malers Matisse	
kleine thailänd. Insel vor Phuket						kurz für: um das		Segeltau
Fremdwortteil: gegen		Brustkorb (med.)				Täuschung, Einbildung		
				bereinigen	Sumpf, Schlamm	Fehler beim Tennis (engl.)	alter Name Sri Lankas	
nicht fein			antiker Name von Troja		4		22. griech. Buchstabe	
		5		Vorname d. Schauspielerin Turner	Neustart des Computers (engl.)			Großmutter Jesu
stellver. künstl. Figur (3D)			Hinterlassenschaft				zentral-mallorq. Ebene (Es ...)	Stammvater
	1				Initialen von Ungerer	Absicht		
			Gehalt nach Steuerabzug					3
Abkürzung: Texas		Ausruf der Verwunderung			Himmelsbrot			

„Eine reicht! Am Valentinstag komme ich auch nicht öfter zu Wort.“

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----

DEIKE_1316_SUSZ_25-06

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 11:
Ein Streichinstrument
Auflösung aus Heft 5: **LICHTMESS**

P		P		F									
H	E	B	A	M	M	E		A	D	A	M		
A	B	R	A	H	A	M		L	I	M	O		
K	N	O	E	R		L	E	N	K	R	A	D	
	T		X						M		D	U	
	O	B	I						N	E	B	E	
	M	I	T						N	I	U	E	
		S							W	E	L	S	
A	R	T	E						C		J		
S	O	U	N	D		R			G	H	E	E	
	T	M		A		A	E	G	A	E	I	S	
	F		S	T	A	D	T		U		L	U	
S	U	P	P	E		I			A	L	I	B	I
	C		A		E	K	E	L		T	O	T	
P	H	A	R	I	S	A	E	E	R		T	E	
	S	A	K	R	A	L			A	M	T	E	N


„... damit das klar ist, Amor! Heute ist Valentinstag. Da wirst du gefälligst mal ein paar Überstunden machen!“

Illustrationen: Jakoby



Erzählung

Der Oberarzt

 Der Professor hatte mir versichert, der Eingriff wäre lohnend. Andere Ärzte rieten ab. Mit diesem Problem müsste ich leben. Der Professor machte mir jedoch Mut. Jetzt lag ich auf dem Operationstisch, angekabelt, Kanüle rechts, Kanüle links, eingehüllt in grüne Laken, umgeben von grün gekleidetem Personal mit grünem Mundschutz. Vorsorglich war ich vor der folgenden Anästhesie-Injektion mit einem Medikament ruhiggestellt worden. Ich sollte mich sorglos dem Eingriff überlassen.

Das gelang mir nicht, da ich den Professor in dem grünen Meer nicht entdeckte. Ihm wollte ich mich anvertrauen. „Wann kommt der Professor?“ Fragen konnte ich noch. „Der hat heute frei. Der Oberarzt operiert Sie.“ Die Ruhigstellung wirkte nicht mehr. Plötzlich war ich hellwach. „Sie sollten längst schlafen“, tönte es aus dem Grün. Ich wollte nicht schlafen. Mit einem Ober- oder sonstigen Arzt hatte ich nicht gerechnet, wollte es auch nicht. Nur dem Professor wollte ich mich anvertrauen!

„Der nimmt den Eingriff öfter vor als der Herr Professor“, tönte es beruhigend wieder. „Er hat darin Routine.“ Ich war nicht auf Routine, sondern auf den Professor eingestellt. Und ruhig war ich auch nicht mehr. Die Ungeduld wuchs im grünen Meer. Bei mir regte sich



Symbolfoto: gem

Antipathie gegen einen Eingriff. Ich müsste jetzt operiert werden, hörte ich. Alles wäre bereit. Aber ich war es nicht.

„Ich möchte losgeschnallt werden“, rief ich dem Grün entgegen. Das war nicht vorgesehen. Wer einmal liegt, den Eingriff kriegt. Ich zerrte an den Gurten und versuchte mich zu befreien. Damit hatte das grüne Heer nicht gerechnet. Doch

nach und nach gaben sie nach und verließen alle den Raum.

Nur die Anästhesistin blieb. Sie half mir bei meiner Befreiungsaktion und organisierte den Rücktransport auf mein Zimmer. Das hätte sie noch nie erlebt, dass ein Patient den Operationstisch verlässt, ohne operiert worden zu sein!

Kurze Zeit später saß ich im Auto auf dem Parkplatz. Dort stellte ich

fest, dass nicht alle Kanülen und Nadeln bei der Aktion entfernt worden waren. Zurück in die Klinik. Dann ließ ich mich nach Hause fahren.

Zwei Wochen später erhielt ich einen Brief des Professors. Er entschuldigte sich und bot mir einen neuen Termin an. Acht Tage später operierte er mich. Ohne Erfolg. Hätte ich doch den Oberarzt wählen sollen? *Text: Peter Josef Dickers*

Sudoku

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 16.

			1	6	9		5	4
8	5	6	7		2		1	
4	9			3	7	2		
	4	7			5	6		2
		6	7	4	3	9	1	
6	3	9			8	5		
7				3	4	6	9	
9			4	2		1		8
3	1	4	9	8				

5		3				1	2	
9						5	7	6
		1	8	7	5	3		
	5	7		8			1	
	2				1		4	5
	1			4	9			
			4	1				9
1			6	2				
6	4	2				8		





Hingesehen

Die Verantwortlichen des Kölner Doms stellen sich auf geringere Zuschüsse aus der Kirchensteuer für die Kathedrale ein. In einem ersten Schritt habe das Domkapitel Maßnahmen eingeleitet, um mit 400 000 Euro weniger auszukommen, erläuterte Dompropst Guido Assmann vor Journalisten. So seien im Sommer 2024 die Eintritte für Turmbesteigung und Schatzkammer um einen Euro erhöht worden. In den Morgenstunden gebe es keinen Zugang mehr zur Kathedrale über das Hauptportal, sondern nur über einen Seiteneingang. Dies ermögliche einen kostengünstigeren Einsatz des Sicherheitspersonals. Ein Eintritt für den Dom wird nach Worten von Domdechant Robert Kleine aber auch weiterhin ausgeschlossen.

KNA/Foto: gem

Wirklich wahr

„Halleluja“ heißt Europas Speiseeis des Jahres 2025 – passend zum Heiligen Jahr der katholischen Kirche. Wie genau die Sorte „Halleluja“ schmecken wird, hat ein Rezeptwettbewerb entschieden. Das Ergebnis wird aber erst am 24. März verraten, dem Europäischen Tag des handgemachten Eises. Ab dann wird „Halleluja“ in allen europäischen Eisdiensten angeboten, die am Aktionstag teilnehmen.



Am 23. März findet bereits eine Eisverkostung von „Halleluja“ beim Petersdom statt, gesponsert vom Vatikan und dem italienischen Ministerium für Landwirtschaft und Ernährung. Europäische Eishersteller präsentieren dabei Kreationen, die vom Thema des Jubeljahres „Pilger der Hoffnung“ inspiriert sind. Damit wolle man eine Botschaft des Friedens und des Teilens verbreiten, hieß es. KNA; Foto: gem

Zahl der Woche

8,9

Tonnen Lebensmittel hat die Berliner Tafel auf der Grünen Woche 2025 gesammelt und an Einrichtungen für obdachlose Menschen verteilt. Nach Angaben der Tafel beteiligten sich vom 17. bis zum 26. Januar mehr als 300 Ehrenamtliche nach Messeschluss an der abendlichen Sammlung und Verteilung der Lebensmittel.

Vor allem Eintöpfe, belegte Brötchen, Brote, Würstchen und andere Messe-Köstlichkeiten seien zu sozialen Einrichtungen gebracht worden. Darunter waren die Stadtmission, Notübernachtungen und Wohnheime.

Insgesamt konnten mit den Lebensmitteln von der weltweit größten Agrarmesse rund 2000 Gäste der sozialen Einrichtungen unterstützt werden. Die Grüne Woche richtet sich sowohl an Fachbesucher als auch an das allgemeine Publikum und zog in diesem Jahr mit 1500 Ständen rund 310 000 Besucher an. epd/red

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführerin:
Ruth Klaus

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Romana Kröling, Lydia Schwab,
Ulrich Schwab

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten. Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83
Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 42 vom 1.1.2025.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign:

Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:

LIGA Bank eG
IBAN DE51750903000000115800
BIC GENODEF1M05

konpress
KONPRESSIONELLE MEDIEN

Mitglied der KONPRESS-Medien eG
60314 Frankfurt



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de

Leserservice:

Telefon: 08 21/5 02 42-13
oder 08 21/5 02 42-53
oder 08 21/5 02 42-22
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreis:

Vierteljährlich EUR 25,80.
Einzelnnummer EUR 2,00.
Bestellungen direkt beim Verlag, Leserservice.

Abbestellungen sind vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich an den Verlag nach Augsburg zu richten, entweder per E-Mail, per Fax oder per Post.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskampf besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Wann fand in Berlin die erste Grüne Woche statt?

- A. 1926
- B. 1934
- C. 1951
- D. 1965

2. Was gab es auf der Grünen Woche diesmal nicht?

- A. Ermäßigung für Kinder und Senioren
- B. Häppchenverkostung
- C. Paarhufer
- D. WCs für Damen und Herren

Lösung: 1. A, 2. C

WELTTAG DER KRANKEN

Wir sind „Engel der Hoffnung“

Der Schmerz birgt ein Heilsgeheimnis in sich, weil er uns den Trost Gottes erfahren lässt

Am 11. Februar, dem Gedenktag Unserer Lieben Frau in Lourdes, begeht die Kirche den Welttag der Kranken. In seiner diesjährigen Botschaft würdigt Papst Franziskus die Begegnungen zwischen Kranken und medizinischem Personal.

Liebe Brüder und Schwestern!

Wir begehen den 33. Welttag der Kranken im Jubiläumsjahr 2025, in dem die Kirche uns einlädt, „Pilger der Hoffnung“ zu werden. Dabei begleitet uns das Wort Gottes, das uns durch den heiligen Paulus eine sehr ermutigende Botschaft gibt: „Die Hoffnung aber lässt nicht zugrunde gehen“ (Röm 5,5), ja, sie macht uns stark in der Bedrängnis.

Das sind tröstliche Worte, aber sie können einige Fragen aufkommen lassen, besonders bei denen, die leiden. Zum Beispiel: Wie sollen wir stark bleiben, wenn wir von schweren, beeinträchtigenden Krankheiten heimgesucht werden, die vielleicht eine Behandlung erfordern, deren Kosten unsere Mittel übersteigen? Wie schaffen wir das, wenn wir neben unserem eigenen Leiden auch das derjenigen sehen, die uns lieben und sich trotz aller Nähe hilflos fühlen? In all diesen Situationen spüren wir das Bedürfnis nach einer Unterstützung, die größer ist als wir: Wir brauchen die Hilfe Gottes, seiner Gnade, seiner Vorsehung, jener Kraft, die das Geschenk seines Heiligen Geistes ist (vgl. Katechismus der Katholischen Kirche, 1808).

Halten wir also einen Moment inne, um über die Gegenwart Gottes, der den Leidenden nahe ist, nachzudenken, und zwar anhand von drei charakteristischen Aspekten: Begegnung, Geschenk und Teilen.

Die Begegnung

Als Jesus die zweiundsiebzig Jünger aussendet (vgl. Lk 10,1–9), er sucht er sie, den Kranken zu sagen: „Das Reich Gottes ist euch nahe.“ Das heißt, er will, dass sie helfen, auch die Krankheit, so schmerzhaft und schwer verständlich sie sein mag, als eine Gelegenheit zur Begegnung mit dem Herrn zu erkennen. Auch wenn wir nämlich in der Zeit der Krankheit einerseits unsere ganze geschöpfliche Schwachheit – körperlich, seelisch und geistig – spüren, so erfahren wir doch ande-



▲ Der 88-jährige Papst Franziskus ist selber mit Krankheit vertraut.

Foto: KNA

rerseits die Nähe und das Mitleid Gottes, der in Jesus mit uns gelitten hat. Er lässt uns nicht im Stich und überrascht uns oft mit dem Geschenk einer Zähigkeit, die wir uns nie zugetraut hätten und zu der wir aus eigener Kraft nie gelangt wären.

Dann wird die Krankheit zur Gelegenheit einer Begegnung, die uns verändert, zur Entdeckung eines unerschütterlichen Felsens, an dem wir uns festklammern können, um den Stürmen des Lebens zu trotzen: eine Erfahrung, die uns, wenngleich unter Opfern, stärker macht, weil wir uns bewusster werden, dass wir nicht allein sind. Deshalb heißt es, dass der Schmerz immer ein Heilsgeheimnis in sich birgt, weil er uns den Trost, der von Gott kommt, ganz nah und real erfahren lässt.

Das Geschenk

Niemals wird uns so bewusst wie im Leiden, dass alle Hoffnung vom Herrn kommt und sie also in erster Linie ein Geschenk ist, das wir annehmen und hegen müssen, indem wir „der Treue Gottes treubleiben“ (Madeleine Delbrêl).

Und nur in der Auferstehung Christi findet jedes unserer Schicksale seinen Platz im unendlichen Horizont der Ewigkeit. Nur aus seinem Tod und seiner Auferstehung erwächst uns die Gewissheit, dass nichts, „weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Gewalten, weder Höhe noch Tiefe

noch irgendeine andere Kreatur [...] uns scheiden [können] von der Liebe Gottes“ (Röm 8,38–39). Und aus dieser „großen Hoffnung“ kommt jeder andere Lichtschimmer, mit dem wir die Prüfungen und Hindernisse des Lebens überwinden können (vgl. Benedikt XVI., Enzyklika *Spe salvi*, 27.31). Und nicht nur das, der Auferstandene geht auch mit uns und wird zu unserem Weggefährten, wie bei den Emmausjüngern (vgl. Lk 24,13–53). Wie sie können auch wir mit ihm unsere Verlorenheit, unsere Sorgen und unsere Enttäuschungen teilen, wir können auf sein Wort hören, das uns erleuchtet und unsere Herzen entzündet, und ihn beim Brechen des Brotes als gegenwärtig erkennen, indem wir in seinem Mituns-Sein, wenn auch in den Grenzen der Gegenwart, dieses „Jenseits“ erkennen, das uns durch seine Nähe wieder Mut und Zuversicht schenkt.

Das Teilen

Die Orte, wo wir leiden, sind oft Orte des Teilens, der gegenseitigen Bereicherung. Wie oft lernt man am Bett eines Kranken zu hoffen! Wie oft lernt man glauben, wenn man den Leidenden beisteht! Wie oft begegnet man der Liebe, wenn man sich über die Bedürftigen beugt! Wir erkennen, dass wir „Engel“ der Hoffnung sind, Boten Gottes füreinander, alle miteinander: die Kranken, die Ärzte, die Krankenschwestern und Krankenpfleger, die Familienangehörigen, die Freunde,

die Priester, die Ordensmänner und Ordensfrauen ... wo immer wir sind: in den Familien, in den Praxen, in den Pflegeheimen, in den Krankenhäusern und Kliniken.

Und es ist wichtig, die Schönheit und Bedeutung dieser gnadenhaften Begegnungen erfassen zu können und zu lernen, sie in der Seele zu verankern, um sie nicht zu vergessen. Es geht darum, das freundliche Lächeln des medizinischen Personals, den dankbaren und vertrauensvollen Blick eines Patienten, das verständnisvolle und fürsorgliche Gesicht eines Arztes oder eines ehrenamtlichen Mitarbeiters, das erwartungsvolle und besorgte Gesicht eines Ehepartners, eines Kindes, eines Enkels oder eines lieben Freundes im Herzen zu bewahren. Sie alle sind wertvolle Lichter, die uns selbst in der Dunkelheit der Prüfung Kraft geben und uns darüber hinaus durch ihre Liebe und Nähe den wahren Geschmack des Lebens lehren (vgl. Lk 10,25–37).

Maria, Heil der Kranken

Liebe Kranke, liebe Brüder und Schwestern, die ihr euch der Leidenden annimmt, in diesem Heiligen Jahr kommt euch mehr denn je eine besondere Rolle zu. (...) Die ganze Kirche dankt euch dafür! Auch ich tue das und bete für euch, indem ich euch Maria, dem Heil der Kranken, anvertraue – mit den Worten, mit denen sich schon so viele Brüder und Schwestern in ihrer Not an sie gewandt haben:

*Unter deinen Schutz und Schirm
fliehen wir,
o heilige Gottesmutter.
Verschmähe nicht unser Gebet
in unseren Nöten,
sondern erlöse uns jederzeit
von allen Gefahren,
o du glorreiche und gebenedeite
Jungfrau.*

Ich segne euch und eure Familien und alle, die euch nahestehen, und ich bitte euch, nicht zu vergessen, für mich zu beten.

Rom, Sankt Johannes im Lateran,
14. Januar 2025

Franziskus

© Dicastero per la Comunicazione –
Libreria Editrice Vaticana



DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Wie das Leben des Leibes durch die Mischung von Essen und Trinken aufrechterhalten wird, so muss man, damit sich das Leben der Seele entfaltet, abwechselnd vom Gebet zum Studium der Heiligen Schrift übergehen.

Jordan von Sachsen

Sonntag, 9. Februar
Fünfter Sonntag im Jahreskreis
Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Doch auf dein Wort hin werde ich die Netze auswerfen. (Lk 5,5)

Auf dein Wort hin ... werde ich heute das Unmögliche wagen. Auf dein Wort hin ... werde ich heute entgegen aller Hoffnung hoffen. Auf dein Wort hin ... werde ich heute mutig den nächsten Schritt gehen und darauf vertrauen, dass du alle Wege mitgehst.

Montag, 10. Februar
Die Menschen eilten durch die ganze Gegend und brachten die Kranken auf Liegen zu ihm, sobald sie hörten, wo er war. (Mk 6,55)

Mit großem Vertrauen eilen die Menschen Jesus entgegen und erhoffen dabei nicht nur für sich selbst Zuspruch und Trost, sondern auch für die Kranken. Ein schönes Zeichen der Solidarität und Gemeinschaft, von dem wir lernen können.

Dienstag, 11. Februar
Ihr gebt Gottes Gebot preis und haltet euch an die Überlieferung der Menschen. (Mk 7,8)

Jesus findet eine klare Sprache, wenn er an den Pharisäern und Schriftgelehrten Kritik übt. Zuerst soll es um das Reich Gottes gehen, um sein Gebot der Gottes- und Nächstenliebe und um die Weisungen zum Leben. Lassen wir uns ein auf das, was wesentlich ist und dem Leben dient!

Mittwoch, 12. Februar
Dann rief Jesus die Leute wieder zu sich und sagte: Hört mir alle zu und begreift, was ich sage! (Mk 7,14)

Jesus ermutigt die Leute und auch uns, ihm nicht nur mit den Ohren zuzuhören, sondern mit dem Herzen. Seine Worte

wollen tief in unser Inneres dringen – wie Samenkörner ins Erdreich. Wenn wir dem Herrn Raum in uns geben, kann daraus Leben wachsen.

Donnerstag, 13. Februar
Geh nach Hause, der Dämon hat deine Tochter verlassen! (Mk 7,29)

Mit großem Mut begegnet die Mutter, deren Tochter von einem Dämon besessen ist, dem Herrn und bewegt ihn zum Umdenken. Der Blick Jesu weitet sich, und er lernt viel von der Frau, die nicht zum Volk Israel gehört. Am Ende hat die Frau mit ihrem Mut zur Heilung ihrer Tochter beigetragen. Wo kann ich heute mutig auftreten?

Freitag, 14. Februar
Hl. Cyrill und hl. Methodius
Wenn ihr in ein Haus kommt, so sagt als Erstes: Friede diesem Haus! Und wenn dort ein Sohn des Friedens wohnt, wird euer Friede auf ihm ruhen. (Lk 10,5f)

Der Herr sendet die Jünger aus mit einer Friedensbotschaft. Der Friede baut Brücken und öffnet Türen und Herzen. Er verbindet Menschen und macht sie zu Söhnen und Töchtern des Friedens. Unser Gebet ist heute besonders bei den Menschen und Völkern, die die beiden Tagesheiligen verehren, die zu den Patronen Europas gehören.

Samstag, 15. Februar
Woher könnte jemand diese hier in der Wüste mit Broten sättigen? (Mk 8,4)

Die Menschen hungern nicht nur nach Brot, sondern nach Leben und Liebe. Jesus sieht den ganzen Menschen und erkennt, was er zum Menschsein braucht. Im Brot, das er vermehrt und das die Leute stärkt, ist noch mehr verborgen. Er schenkt uns alles.



Schwester Teresia Benedicta
Weiner ist Priorin des Karmel
Regina Martyrum Berlin.



Mit der Katholischen
SonntagsZeitung
durch den Winter!

Miniabo zum Sonderpreis
3 Monate lesen und nur 2 bezahlen!



Bestellen Sie noch heute das attraktive Einsteiger-Abo zum Minipreis von EUR 17,20*. Jetzt auch mit einer Kinderseite.

Das Abo endet automatisch, Sie müssen sich also um nichts kümmern.

Info-Hotline: 08 21 / 5 02 42-53 oder 08 21 / 5 02 42-13 · vertrieb@suv.de
www.katholische-sonntagszeitung.de

*Preis gültig 2025